

hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XVI/3 Herbst 2022

Die Sitzung

Herausgegeben von
Alexandra Kemmerer &
Barbara Stollberg-Rilinger

Deutsches Literaturarchiv Marbach
Klassik Stiftung Weimar
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin
Kunsthistorisches Institut in Florenz – MPI

Begründet von Ulrich Raulff, Helwig Schmidt-Glintzer
und Hellmut Seemann

Herausgeberinnen und Herausgeber:

Sandra Richter

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Ulrike Lorenz

(Klassik Stiftung Weimar)

Peter Burschel

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Barbara Stollberg-Rilinger

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

Hermann Parzinger

(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Gerhard Wolf

(Kunsthistorisches Institut in Florenz – MPI)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa),

Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Hannah Baader und Hana Gründler

Redaktion «Konzept & Kritik»: Daniel Schönplflug

Mitglieder der Redaktion: Warren Breckman, Ulrich von Bülow,

Jan Bürger, Eva Cancik-Kirschbaum, Carsten Dutt, Petra Gehring,

Luca Giuliani, Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Helmut Heit, Markus

Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Jost Philipp

Klenner, Reinhard Laube, Michael Matthiesen, Florian Meinel,

Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan

Rebenich, Hedwig Richter, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt,

Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Anita

Traninger, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Wissenschaftskolleg zu Berlin

Wallotstraße 19

14193 Berlin

www.z-i-g.de

www.chbeck.de

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und
ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:

Einzelheft: € 18,00 [D]; € 18,50 [A];

als E-Book: € 11,99

Jährlich: € 58,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 46,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen
und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen
Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands
der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der
Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher
Magazine.

Abo-Service:

Telefon (089) 381 89-750 • Fax (089) 381 89-402

E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung: vsp-komm.de

Layout und Herstellung: Simone Decker

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-78433-0

ISBN E-Book-Ausgabe 978-3-406-78437-8

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2022

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Bezugspreise 2023

Die Bezugspreise (einschließlich MwSt.) betragen ab

1. Januar 2023: Einzelheft: € 20,00 [D]; € 20,60 [A]; ■

als E-Book: € 12,99 ■ Jährlich: € 64,00 (inkl. Vertriebsgebühren

(Inland); zzgl. € 30,00 (Ausland)) ■ Sonderpreis: € 52,00

(inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 30,00 (Ausland))

ZUM THEMA	Alexandra Kemmerer, Barbara Stollberg-Rilinger	4
DIE SITZUNG	Jürgen Kaube: Zur Soziologie der Sitzung	5
	Sabine Müller-Mall: Jenseits des Spektakels. Über das Versprechen der Rechtsprechung und andere Sachen	11
	André Krischer: Teuflische Meetings	18
	Ina Hartwig: Frankfurter Sitzfleisch	29
	Hermann Parzinger: Prähistorische Gremiensitzung	37
	Adrian Daub: Und es hat Zoom gemacht	45
	Franziska Neumann: Das stille Örtchen	57
ESSAY	Christoph Schönberger: Sitzen für die Demokratie. Die Plenarsitzung zwischen Debatte und Staffage	61
ARCHIV	Frank Rexroth: Rückkehr nach Reims. Was 1148 nicht dahintersteckte	75
DENKBILD	Luca Giuliani: Meisterwerke der Kopie. Ein transatlantischer Dissens	85
KONZEPT & KRITIK	Kai Sina: Im Pantheon der geistigen Teddybären. Odo Marquard als Reclam-Autor	111
	Alexander Gallus: Direkte Durchwahl. Judith Shklar, Quentin Skinner und die «Past Masters»	117
	Adrian Favell: Diversität. Literaturbericht zu einem Gebot der Stunde	123
	Die Autorinnen und Autoren	128

Im nächsten Heft: Ironiefreie Zone. Mit Beiträgen von Charlotte Klonk, Gerd Koenen, Jan-Werner Müller und einem Gespräch mit Harald Schmidt.

Zum Thema

Wer sitzt – wo, wie lange, neben wem, wem gegenüber? Wer spricht, in welcher Reihenfolge, wer flüstert, wer schweigt? Wer setzt die Agenda, wer protokolliert? Und nicht zuletzt: Was geschieht in der Pause? Diese Fragen stellen sich für den Kaninchenzüchterverein ebenso wie für den Aufsichtsrat des DAX-Konzerns, die UN-Generalversammlung oder den Bundestagsausschuss.

Schon vom Neolithikum ist mit etwas Phantasie anzunehmen, dass das Sitzen ums Feuer dazu diente, über Fragen der kollektiven Proteinzufuhr zu beraten. Vom Sitzen als Herrschaftshaltung der Götter, Könige und Richter über das egalitäre Sitzen der ritterlichen Tafelrunden und klösterlichen Ordenskapitel war es zwar noch ein weiter Weg zur parlamentarischen Plenarsitzung unserer Tage. Doch eine Gemeinsamkeit drängt sich auf: Sitz und Stimme gehören zusammen. Wer sitzt, gehört dazu, oder umgekehrt: wer dazugehört, darf sitzen. Und wer sitzt, hat eine Stimme – anders als diejenigen, die stehen müssen oder den Kaffee und die Kekse servieren. Es gehört zum klassischen Topos des guten Herrschers, dass er zu Rat sitzt und auf seine Räte hört. Der Autokrat dagegen ist isoliert und einsam.

Wollte man eine Typologie der klassischen Sitzung entwerfen, dann wäre die Unterscheidung zwischen egalitären und hierarchischen Arrangements zweifellos ein zentrales Kriterium. Die Sitzmöbel geben wichtige Hinweise: Thron, Stufen und Schranken, Hinter- und Vorderbänke, Sessel mit und ohne Lehne sind zeremonielle Indizien einer hierarchisch strukturierten Sitzung. Aber das Umgekehrte gilt nicht: Der Stuhlkreis im Garten oder die bunten Sitzsäcke im Hightech-Campus von Silicon Valley garantieren allein noch keine antiautoritäre Sitzungskultur.

Sitzungen sind auf das Entscheiden hin angelegt. In der Sitzung sind Sagbarkeitsregeln zu beachten, die den Entscheidungsprozess einengen. Deshalb gehört zur Sitzung notwendig auch das Geschehen jenseits ihrer selbst dazu, im Nebenraum, in der

Kaffeepause, auf dem Flur, im Breakout-Room – oder in einer anderen, vertraulichen Sitzung. Auch das Informelle neigt seinerseits zur erneuten Formalisierung. Doch im Hinterzimmer kann alles das zur Sprache kommen, was die formalen Darstellungszwänge in der Sitzung zu zeigen verbieten: Allianzen, Rivalitäten, Tauschgeschäfte, Eigeninteressen, Emotionen. Zur klassischen Sitzung gehört der Imperativ strenger Sachlichkeit. Narzisstische Selbstdarstellungsbedürfnisse und andere individuelle Motive sind zwar wirksam, aber nicht thematisierbar (was die klassische Sitzung von der psychoanalytischen Therapiestunde unterscheidet).

Die Zukunft der Sitzung ist unklar. Bis vor kurzem war man gewohnt, dass eine Sitzung die gleichzeitige Präsenz von Teilnehmerinnen und Teilnehmern am selben Ort erforderte. Das hat sich bekanntlich im Zeitalter von Covid-19 und ZOOM erledigt. Mit digitaler gegenüber körperlicher (oder hybrider) Anwesenheit hat sich ein Unterschied etabliert, dessen Folgen für die Sitzung noch gar nicht absehbar sind. Ist die digitale Sitzung überhaupt noch eine? Offensichtlich muss man dabei nicht mehr sitzen, sondern, wie vermehrt zu beobachten, kann auch liegen oder sich anderweitig beschäftigen. Es sind verstörende Fälle von Teilnehmern bekannt geworden, die die Sitzung tatsächlich im *Privy* absolvierten. Doch von solchen Signalen der Ungezwungenheit sollte man sich nicht täuschen lassen. Die ZOOM-Sitzung ist nur scheinbar eine Rückkehr zum egalitären neolithischen Barbecue. Denn der soziale Zwang, dabei zu sein, hat sich eher noch erhöht. Und die Leute im digitalen Maschinenraum, die den *Tech-Support* leisten, sind noch unsichtbarer als die, die in der klassischen Sitzung den Kaffee serviert haben.

Alexandra Kemmerer
Barbara Stollberg-Rilinger

Die Sitzung

JÜRGEN KAUBE

Zur Soziologie der Sitzung

1. Eine wesentliche Struktur von Organisationen sind Sitzungen, es dürfte kaum eine geben, die ohne sie auskommt. In dem Maße, in dem das Berufsleben vieler Menschen seinen Schwerpunkt zunehmend in der Kommunikation über Entscheidungen findet, hat auch die Zahl der Sitzungen zugenommen. Es verstreicht viel Lebenszeit in ihnen, was die einfache mathematische Rechnung zeigt, dass schon der bescheidene Wert von dreieinhalb Stunden Sitzungen pro Woche sich in einer dreißigjährigen Berufstätigkeit leicht zu einem ganzen Jahr multipliziert, das in Sitzungen verbracht wird. Manche Menschen kennt man nur aus Sitzungen, beispielsweise als Sitznachbarn, als Gegenüber oder als Präsident.

2. Bei Sitzungen handelt es sich um stark formalisierte Gesprächssituationen innerhalb der Organisation. Anders als lose Besprechungen, die Begegnungen auf dem Gang, vor dem Kopierer oder in der Teeküche, anders aber auch als Informationsveranstaltungen, wenden Sitzungen zunächst das Prinzip von Organisationen auf die Organisation selbst an. Für die Teilnahme an Sitzungen genügt nämlich die Mitgliedschaft in der Organisation als solche nicht. Man muss zu ihnen eigens eingeladen werden, die meisten gehören nicht dazu. Selbst Spitzen der Organisation können von der Teilnahme an Sitzungen ausgeschlossen werden, oder sie nehmen nur in Sonderrollen wie «Gast» oder «ungebetener Gast» an der Sitzung teil. Mitgliederversammlungen, wie sie das Vereinsrecht kennt, Jahreshauptversammlungen von Aktionären oder Betriebsversammlungen, wie sie das Betriebsverfassungsgesetz vorsieht, sind deshalb keine Sitzungen im soziologischen Sinne. Denn sie sind zu groß, um die Fiktion

aufrechtzuerhalten, jeder könne sich melden. Typischerweise haben Sitzungen aber auch eine Untergrenze. Sie bestehen zu meist aus mehr als zwei Teilnehmern, die durchschnittliche Größe einer Sitzung dürfte zwischen vier und zwölf Teilnehmern¹ liegen. Wer an Sitzungen denkt, stellt sich einen größeren Tisch vor. Daneben gibt es Sonderfälle außerordentlich mitgliederreicher Sitzungen. Der Bundestag etwa hat Sitzungen mit inzwischen mehr als siebenhundert Teilnehmern. Wichtig ist dann, dass die jeweils gewählte Obergrenze der Teilnehmerzahl bekannt ist und die Rederechte reguliert sind.

1 Vgl. Sidney Lumet: Die zwölf Geschworenen (1957).

3. Die Sitzung ist eine Situation, die als solche sowohl unabhängig von der Entscheidungshöhe ist, in der sie stattfindet, wie vom Sachbezug, den sie unterhält. Alles kann zum Gegenstand von Sitzungen werden, und Sitzungen finden auf fast allen Hierarchiestufen einer Organisation statt. Es gibt Vorstandssitzungen und Sitzungen, in denen über den Betriebsausflug entschieden wird. Nicht alles, aber sehr vieles, was für die Organisation festgelegt wird, durchläuft Sitzungen. Umgekehrt arbeiten viele Gremien – beispielsweise Aufsichtsräte, Beiräte, Kuratorien – überhaupt nur auf ihre eigenen Sitzungen zu. Aber auch wöchentliche oder gar tägliche Sitzungen desselben Typs sind weitverbreitet. In manchen Organisationen gibt es sogar Tage, an denen alle Sitzungen stattfinden. Der Mittwoch soll an manchen Universitäten solch ein Tag gewesen sein. Von Helmut Schelsky, dem Gründer der Reformuniversität Bielefeld, wird berichtet, er habe einen Kasten Bier benötigt, um Mittwoche zu überstehen. Inzwischen dürfte es aber gerade an Hochschulen angesichts der Proliferation von Ausschüssen und Kommissionen nicht mehr möglich sein, alle Sitzungen an einem Tag abzuwickeln.

4. Sitzungen finden wiederholt statt. Solche, die mit denselben Teilnehmern nur einmal stattfinden, sind meist keine Sitzungen, sondern Meetings oder Konklaven. Man beruft kurzfristig eine Reihe von Personen ein, um eine Frage zu klären. Das nächste Meeting hat andere Teilnehmer. Die erst nach dem Zweiten Weltkrieg so benannte Wannsee-Konferenz, zu der am 8. Januar 1942 als zu einer «Besprechung mit anschließendem Frühstück»

eingeladen worden war, besaß inklusive der Bekanntheit aller ihrer Teilnehmer untereinander alle Merkmale einer Sitzung, außer demjenigen, wiederholt worden zu sein. Sie fand am 20. Januar 1942 statt und danach nie wieder. Sitzungen haben gegenüber Besprechungen und Meetings einen höheren Formalisierungsgrad. Sie stehen im Terminkalender, sie erfolgen nicht spontan. Der Begriff «Krisensitzung» hat sich für Ausnahmen von dieser Regel etabliert.

5. Formalisiert sind Sitzungen nicht nur, was die Eingeladenen angeht. Sie haben beispielsweise einen Vorsitz, jemanden, der die Sitzung eröffnet und schließt sowie darauf achtet, welche Beiträge zum Sitzungsgespräch zugelassen werden, wann die Diskussion sich erschöpft hat, wann der nächste Tagesordnungspunkt aufgerufen werden sollte. Sitzungen haben also des Weiteren eine Tagesordnung. Ihr Programm lässt sich nicht umstandslos ändern, und es wird zuvor als Tischvorlage bekannt gemacht. Auf Sitzungen soll man sich zumindest, was ihre Themen angeht, vorbereiten können. Der Tagesordnungspunkt «Verschiedenes» öffnet die Sitzung für zuvor nicht festgelegte, womöglich erst nach dem Versenden der Tagesordnung aufgekommene oder als Überraschung geplante Fragen.

6. Sitzungen erscheinen also einerseits sehr geordnet. Andererseits haben sie gern einen ungewissen Verlauf. Oft dauern gerade die Sitzungen mit den wenigsten Tagesordnungspunkten am längsten. Es wird die Anwesenheit festgestellt, eventuell die Beschlussfähigkeit, man geht den Punkten der Tagesordnung entlang, der Schluss der Sitzung wird förmlich vollzogen. Aber diese Stationen dominieren nicht die Kommunikation. Denn Sitzungen sind eigentlich als Verfahren gemeint und nicht als Ritual. Genauer: Es ist in Sitzungen oft unklar, ob die Beiträge einen rituellen Akzent haben. Jemand sagt etwas, das soeben schon gesagt worden ist, führt umständlich seine Nichtzuständigkeit aus oder erläutert Gesichtspunkte, um sie mit einem «Das gehört aber in eine ganz andere Diskussion» abzuschließen. Die Fähigkeit zu schweigen, wenn es keinen eigenen Beitrag zum Verfahren gibt, ist ungleich verteilt.

7. An Sitzungen ist wichtig, dass sie stattfinden. Manche treten zusammen und lösen sich mangels Themen schnell wieder auf. Oder sie beißen sich an Fragen fest, die nicht oder noch nicht beantwortet werden können. Der Satz «Es ist wichtiger, dass entschieden wird, als was entschieden wird», kann für Sitzungen umformuliert werden: «Es ist wichtiger, dass entschieden werden könnte, als dass entschieden wird.» Sitzungen können sich, mit anderen Worten, vertagen. Wenn der Eindruck nicht täuscht, vertagen sich insbesondere Sitzungen im akademischen und universitären Bereich gerne. Die Organisationen operieren unter sehr unterschiedlichem Zeitdruck.

8. Der Eindruck, dass in Sitzungen entschieden wird, muss ergänzt werden durch den Verdacht, dass tatsächlich vor und nach Sitzungen entschieden wird, in der Sitzung aber gerade nicht. Man denke an die legendären Marathonverhandlungen in der Finanzkrise Griechenlands im Jahr 2015. Manchmal muss die Sitzung sogar unterbrochen werden, damit entschieden werden kann. Verhandlungen nehmen also eine besondere Form an, wenn sie als Sitzungen stattfinden. Dasselbe gilt auch für Spiele (die Prunksitzung) und Konflikte. Sitzungen setzen alles Entscheiden und Nichtentscheiden unter Darstellungszwang. Sitzungen haben darum auch dann ein Ergebnis, wenn gar nichts entschieden wurde.

9. Der Wissenschaftssoziologe Wolfgang van den Daele, selbst einst Mitglied des Nationalen Ethikrates, hat dessen Sitzungen analysiert.² Anders als in Verlautbarungen in den Massenmedien, sei es hier nicht möglich, den Argumenten der Gegenseite auszuweichen oder nur ihre schwächsten Argumente aufzugreifen, denn die Gegenseite sitze ja mit am Tisch. So jedenfalls die Erwartung an die Sitzung. Allerdings notiert er auch, dass im Nationalen Ethikrat immer dann, wenn es «gefährlich» geworden sei, die Beratungssitzungen beendet und die Stellungnahmen schriftlich ausgearbeitet wurden. Man geht als Habermasianer in Sitzungen hinein und kommt als Luhmannianer aus ihnen heraus.

10. In Sitzungen kann es um Mehrheiten gehen, entweder um durch Abstimmung festgestellte Mehrheiten, oder um solche,

2 Wolfgang van den Daele: Streitkultur. Über den Umgang mit unlösbaren moralischen Konflikten im Nationalen Ethikrat, in: Dieter Gosewinkel, Gunnar Folke Schuppert (Hg.): Politische Kultur im Wandel von Staatlichkeit, Berlin 2008, S. 357–384.

die sich in den Redebeiträgen atmosphärisch abzeichnen. Nach all dem Gesagten liegt es darum auf der Hand, dass Geschicklichkeit in Sitzungen im Entscheidungsprozess ausschlaggebend ist. Diese Raffinesse zeigt sich schon in der Festsetzung der Tagesordnungspunkte: die wichtigsten zuerst oder lieber zuletzt, wenn Zeitdruck aufgekommen ist, oder irgendwo in der Mitte, wo sie nicht auffallen? Der Umfang, in dem Diskussion zugelassen wird, muss genauso mit in das Kalkül gezogen werden, etwa wenn durch fortgesetzte Redebeiträge ähnlichen Inhalts allmählich Zermürbung der Beteiligten eintritt. Das Gleiche gilt für die Technik, eigene Positionen nicht zu behaupten, sondern entweder als Fragen vorzutragen oder sie anderen zuzuschreiben.

11. Sitzungen finden nicht im Stehen statt, darum heißen sie so. Bei vielen ist es für den Verlauf der Kommunikation entscheidend, wer neben wem sitzt. Gemeinsames Vorgehen verträgt es nicht gut, wenn diejenigen, die sich abgesprochen oder sich auch nur in der Sitzung gefunden haben, nebeneinandersitzen. Sie erscheinen dann als Fraktion. Besser die Interessengemeinschaften sind verteilt, das macht den Eindruck, die Argumente kämen unabhängig voneinander aus verschiedenen Richtungen. Gut ist es auch, neben jemandem zu sitzen, der starken Anteil an der Sitzung nimmt, weil dann womöglich unbemerkt bleibt, dass E-Mails gelesen oder gelöscht werden. Die Person, die neben einem sitzt, sieht man nicht. Generell kann gesagt werden, dass Blicke in Sitzungen eine große Rolle spielen.

12. Es gibt nur eine Gewissheit, was Sitzungen anbelangt: Echte Sitzungen erzeugen Protokolle. Selbst wenn gar nichts passiert ist, es muss protokolliert werden. Hier ist entscheidend, ob die Protokollformulierungen selbst zum Gegenstand von Diskussionen in der Sitzung gemacht werden, oder es den Protokollführern gelingt, die Formulierungen nach der Sitzung anfertigen zu können. Protokolle werden zwar in der nachfolgenden Sitzung genehmigt, aber wer erinnert sich – außer bei Zahlen – noch gut genug an die vorangehende, um leichte Abweichungen vom tatsächlichen Verlauf – «nimmt wohlwollend zur Kenntnis» oder «nimmt zur Kenntnis» – feststellen zu können. Alles, was in Sit-

zungen geschieht, wird jedenfalls von der Vorstellung begleitet, wie es sich nach außen darstellen lässt. Dieses Außen muss dabei empirisch gar nicht existieren. Wer liest schon Sitzungsprotokolle, wenn es nicht darum gehen soll, juristisch Ärger zu machen? Die reinste Form der Sitzung ist darum diejenige, bei der das Protokoll schon geschrieben ist, bevor die Sitzung beginnt, und am Ende der Sitzung nur noch die Uhrzeit eingetragen werden muss.

13. Sitzungen fanden lange Zeit unter Anwesenden statt. Jetzt aber vielfach mittels ZOOM, Teams und anderen digitalen Konferenztechnologien. Hier gibt es auch Anwesenheit, aber zu reduzierten Tarifen. Man ist einerseits da und andererseits auch nicht. Das ändert die kommunikative Situation grundlegend. Die Teilnehmer können sich beispielsweise aus der Sitzung ausschalten und von ihrer Langeweile erlösen, ohne dass nachweisbar wäre, dass sie tatsächlich E-Mails löschen oder lesen, während sie so aussehen, als nähmen sie teil. Der konzentrierte Blick auf den Bildschirm, den sie allen anderen bieten, erlaubt es kaum zu differenzieren, ob sie den Faden verloren haben oder anderweitig beschäftigt sind. Die Interaktionssituation diszipliniert deutlich weniger. Jemand stellt die Kamera und den Ton ab, aber wie ist das zu deuten: als technische Komplikation oder schlechtes WLAN, als Ausdruck von Desinteresse oder verursacht durch Handwerker, die gerade geklingelt haben? Mit der Digitalisierung steigen generell die Möglichkeiten zu Verstellung und Heuchelei.

14. Eine andere Möglichkeit, die sich durch digital vermittelte Sitzungen ergibt, ist womöglich noch nicht in vollem Umfang genutzt. Es kann während der Sitzung über die Sitzung und zwischen ihren Teilnehmern kommuniziert werden, ohne dass es der Sitzungsöffentlichkeit auffallen könnte. Die Chance zu kurzfristig strategischem Verhalten nimmt insofern zu. Die Sitzung muss nicht unterbrochen werden, um spontane Absprachen zu erlauben. Die Sitzordnung wird unwichtiger, im Internet gibt es nämlich keine. Vielleicht ist die Sehnsucht nach der Rückkehr zur Präsenzsitzung und dem alten analogen Ränkespiel auch darin begründet: im Gefühl, gar nicht alle technischen Möglichkeiten ausschöpfen und in soziale Taktiken umsetzen zu wollen.

Jenseits des Spektakels

Über das Versprechen der Rechtsprechung und andere Sachen

- 1 Vgl. den Ursprung des Wortes «Sache»: «die älteste bedeutung des wortes wird seiner etymologischen verwandtschaft gemäsz «streitigkeit, zwist» sein. gern wird es bezogen auf den vor dem richter zum austrag kommenden streit, den rechtshandel». Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 14, Sp. 1592, II.1.
- 2 Cornelia Vismann: Medien der Rechtsprechung, hg. v. Alexandra Kemmerer, Markus Krajewski, Frankfurt/M. 2011, S. 20.

Maschinenräume moderner Demokratien haben eine typische Form: die Sitzung. Parlamente und Verwaltungsbehörden, Bund-Länder-Kommissionen und Gerichte tagen genauso in Sitzungsform wie Rundfunkräte und Hochschulgremien. Und auch wenn die zeitlich begrenzte und hierarchisch strukturierte Form des Versammelns in privatwirtschaftlichen Zusammenhängen zumeist «meeting» genannt wird, kommen sich öffentliche und private Organisationen über die geteilte Form der Sitzung möglicherweise näher als in irgendeiner anderen Hinsicht.

Allein das Rechtsprechen und die Gesetzgebung aber finden in Sitzungen ihre paradigmatische Form. So schön sich diese Beobachtung im hellen demokratischen Licht daran erläutern ließe, wie Gesetzgebung und Gesetzanwendung aufeinander bezogen sind, so unergiebig wäre die Erzählung. Denn Rechtssetzung und Rechtsanwendung werden erst in modernen Demokratien, die von der Allgemeinheit des Gesetzes ausgehen, legitimatorisch und gleichzeitig kontrollierend verbunden gedacht. Sitzung als spezielle Form der Versammlung prägt die Gesetzgebung von der attischen Demokratie bis heute in vielen politischen Systemen, aber nicht notwendig. Denn Rechtssetzung kommt auch gut ohne Sitzungen aus, auch Monarchen oder Götter können wunderbar Gesetze geben, ohne sich mit anderen versammelt und beraten zu haben.

Beim Rechtsprechen verhält sich die Sache anders. Es braucht sicherlich keine Sitzung westlich-moderner Prägung, um Gericht zu halten. Trotzdem ist es für Verfahren der Rechtsprechung naheliegend, dass sich die Sitzung als Paradigma der Entscheidungsfindung herausgebildet hat. Denn wenn Rechtsprechen bedeutet, wie auch immer geartete Konflikte nicht durch Schlichtung oder Vermittlung zwischen den Beteiligten allein, nicht durch bloße Gewalt oder die Ausübung von Herrschaft zu lösen, sondern durch Urteile, die an Skalen und Maßstäben des Rechts anknüpfen, dann setzt dies Verfahren voraus, die aus Konflikten rechtlich behandelbare Sachen¹ machen. «Ob Straf-, Zivil- oder Verwaltungsgerichte, sämtliche Gerichte machen dasselbe, wenn sie Gericht halten. Sie konvertieren das strittige Ding in eine aussprechbare Sache. [...] Dinge, die zur Sache geworden sind, sind im Recht angekommen.»²

Solche Verfahren setzen nicht unbedingt Öffentlichkeit und auch nicht unbedingt die Anwesenheit der Beteiligten voraus – die des Gerichts und der Parteivertretungen genügt. Konstitutiv für jenen Prozess, der ein Ding, einen Konflikt, einen Streit in eine Rechtssache konvertiert, sind erst einmal nur sein Anfang, sein Ende und sein Ort. Das Sitzen beschreibt Anfang, Ende und Ort des Rechtsprechens in seiner Verbindung mit dem Gericht, das immer schon sitzt. Richterinnen und Richter sitzen, während sie Gericht halten, Gerichte haben einen Sitz und sogar diejenigen, die vor Gericht stehen, sitzen dabei genau genommen – mittlerweile. Während Richterstuhl und Stuhlrteil sprichwörtlich geworden sind, prägt der bezeichnende Verweis auf ein physisches Verhältnis zwischen Rumpf und Gesäß nach wie vor Prozessordnungen. Sitzungen werden (von *Vor-Sitzenden*) geleitet, vertagt, protokolliert. Obwohl in und außerhalb einer Sitzung verhandelt werden kann, werden Sitzung und Verhandlung als Bezeichnung für die Vorgänge des gerichtlichen Verfahrens in Anwesenheit häufig synonym gebraucht.

Das Sitzen der Richterinnen und Richter hat auch, jedenfalls ursprünglich, eine Herrschaftsfunktion, die wiederum die Sitzung formiert: «Wie der könig auf dem thron, *sitzt* der richter auf einem stuhl»³ – Sitzen war lange Zeit ein Herrschaftsgestus.⁴ Anders als in der Gegenwart demokratischer Rechtssysteme saßen die Richterinnen und Richter zumindest seit dem Mittelalter auch während der Urteilsverkündung.⁵ Stehen, vor Gericht zu stehen hatte eine *herabsetzende* Funktion, während das erhöhte Sitzen als Ausdruck der Macht die hierarchische Anordnung des Gerichts formierte. In demokratischen Systemen sitzen mittlerweile alle Beteiligten im Gerichtssaal – mit Ausnahme des Publikums sogar an bisweilen recht profanen Resopaltischen.⁶ Und doch ist ein kleines Momentum der ritualisierten Herrschaftsgeste des Sitzens noch zu beobachten, wenn Richterinnen und Richter den Gerichtssaal betreten und wenn das Urteil verkündet wird: Dann stehen alle auf Kommando auf, auch die Zuschauerinnen und Zuschauer. Gesessen wird erst, nachdem das Gericht dazu aufgefordert hat und seinerseits sitzt. Allein die kleine zeremonielle Autorität, das Aufstehen und Hinsetzen zu choreographieren, ist von der Herrschaftsgeste des Sitzens also geblieben.

- 3 Jacob Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer, 4. Ausg., Bd. 2, Leipzig 1899, S. 374, Nr. 16.
- 4 Vgl. Susanne Lepsius: Das Sitzen des Richters als Rechtsproblem, in: Barbara Stollberg-Rilinger, Tim Neu, Christina Brauner (Hg.): Alles nur symbolisch? Bilanz und Perspektiven der Erforschung symbolischer Kommunikation, Köln u.a. 2013, S. 109–130, hier: S. 112.
- 5 Vgl. ebd., S. 110.
- 6 Vgl. zum Tisch als «Grundmöbel der Justiz» wiederum Vismann: Medien der Rechtsprechung, S. 164 ff.

- 7 Ebd., S. 37, 168 ff.
- 8 Selbst in Verfahrensformen, die auf eine Beratung des Gerichts verzichteten, folgte der Verhandlung die Abstimmung. Vgl. zum athenischen Prozessrecht Gerhard Thür: Das Gerichtswesen Athens im 4. Jahrhundert v. Chr., in: Leonhard Burckhardt, Jürgen von Ungern-Sternberg (Hg.): Große Prozesse im antiken Athen, München 2000, S. 30–49.

Das kurze Aufstehen lässt sich als Geste der Unterwerfung unter die Gewalt des Souveräns, des Volkes, deuten, möglicherweise auch als Respektsbekundung gegenüber dem Gericht. Jedenfalls aber markiert es Anfang und Ende genauso wie das Sitzen während der Verhandlung die Transformation des Dings in eine Sache des Rechts⁷ fest verortet – Aufstehen und Sitzen garantieren die Abgeschlossenheit der Veranstaltung, setzen den gewöhnlichen Lauf der Welt außer Kraft, begrenzt für die Zeit der Sitzung. Gerichtssitzungen tragen häufig auch einen zweiten Namen, der diese Begrenzung illustriert: «Termin».

Das gemeinsame Stehen zu Beginn der mündlichen Verhandlung und während der Urteilsverkündung, das Hereinkommen der Richterinnen und Richter, das Hinsetzen und Aufstehen – diese Positionsveränderungen der Anwesenden rahmen und begrenzen gleichermaßen die Zeit der Sitzung, des Termins – und machen sichtbar, dass es nicht die mündliche Verhandlung allein ist, die das Rechtsprechen ausmacht, sondern dass eine zweite Sitzung das Rechtsprechen erst vervollständigt: die Urteilsfindung, abgeschlossen erst durch das Aufstehen zur Verkündung des Urteils. Sie invertiert das Geschehen in der mündlichen Verhandlung in nahezu jeder Hinsicht. Es ist nicht so, dass das Gericht nach der mündlichen Verhandlung aufstünde und ein Urteil verkündete.⁸ Über die Urteilsfindung berät das Gericht vielmehr *in camera*, in Abwesenheit aller anderen Beteiligten, im Verborgenen. Nachdem die Rechtssache in der ersten, öffentlichen Sitzung auf den Tisch gekommen ist, geht das Gericht hinaus zu einer zweiten Sitzung mit dem Ziel, das Urteil zu finden. Von dieser Beratung und der Abstimmung zum Urteil dringt wenig hinaus. «Der Vorsitzende leitet die Beratung, stellt die Fragen und sammelt die Stimmen» (§ 194 Abs. 1 GVG) – so regelt es das Gerichtsverfassungsgesetz kurz und prägnant für sämtliche Verfahren. Ansonsten sind allein formale Abstimmungsregeln gegeben: Entscheidungsregeln und solche, die angeben, in welcher Reihenfolge die Stimmabgabe zu erfolgen hat (entscheidend: Dienstalster und Lebensalter) (§§ 196, 197 GVG).

Vom Rechtsprechen lässt sich nur sprechen, wenn man auch diese zweite Sitzung mit einbezieht. Ihre Dauer und ihr Ende sind unbestimmt, ihr genauer Ablauf und ihr Inhalt auch. Es gibt

kaum ein Protokoll und selten eine Übertragung.⁹ In dieser Sitzung, die das Verfahren und das Recht für ihre Dauer aussetzt, wird das Urteil gefällt. War die mündliche Verhandlung eine «Konversion des Dings in eine aussprechbare Sache» (Vismann), so macht die zweite Sitzung diese dann aussprechbare Sache zum Objekt einer Urteilsbildung, die ihrerseits nicht nur jeder Öffentlichkeit und Nachvollziehbarkeit entbehrt, sondern auch jener theatralen Dimension, die dem Gerichtshalten in Sitzungsform so häufig zugeschrieben wird. «Gerichtshalten heißt Theater veranstalten», schreibt Cornelia Vismann in ihrer Studie *Medien der Rechtsprechung* im Anschluss an Pierre Legendre – «Das Theater des Gerichts leistet die Wiederaufführung der Tat im symbolischen Raum.»¹⁰ Die Sitzung bringe nicht nur zur Sprache, sondern auch zur Aufführung, wie das Recht einen Konflikt, ein Problem, eine Ungerechtigkeits Erfahrung in eine aussprechbare Sache verwandle.

Aber irritiert ein sitzender Richter, ob mit gekreuzten Füßen oder überschlagenen Beinen, ob auf einem Stuhl oder auf einer Bank, ob an einem Tisch oder ohne, irritiert das Sitzen des Richters oder der Richterin nicht geläufige Darstellungen theatraler Momente des Gerichtshaltens? Sind die Sitzenden im Theater nicht regelmäßig Publikum, Zuschauende, Zuhörende? Die Bezeichnung der Gerichtsverhandlung wird in vielen Rechtssystemen nicht zufällig vom Hören abgeleitet – *audience* im Französischen oder *court hearings* im Englischen, auch vor dem Reichskammergericht hieß die mündliche Verhandlung «Audienz».¹¹ Jene, die vor Gericht ziehen (oder gezerrt werden), werden angehört. Die Funktion der Richterinnen und Richter ist dann ähnlich der Theaterregie: Sie leitet und dirigiert die Aufführung der Streitsache vor Gericht, ist aber selbst nicht Teil der Bühne, sondern sitzt davor.¹² So verstanden stünde die Inszenierung des Rechts¹³ im Gericht immer auf der Kippe des Zur-Schau-Stellens.

Allerdings, so überzeugend die Beschreibung der Gerichtssitzung, die einen Konflikt in eine Rechtssache nicht transformiert, sondern dessen Transformation aufführt, im Hinblick auf manch einen öffentlichkeitswirksamen Großprozess sein mag, so wenig trägt sie, um die größte Zahl der großen Zahl aller Gerichtsverfahren, die täglich absolviert werden, einzuordnen. Allein

9 Recht konsequent geht das brasilianische Oberste Bundesgericht mit der Idee justizieller Transparenz um und überträgt die richterlichen Beratungen zur Urteilsfindung im hauseigenen TV-Kanal «TV Justiça» (www.tvjustica.jus.br). Vgl. Matthew Ingram: Uncommon Transparency: The Supreme Court, Media Relations, and Public Opinion in Brazil, in: Richard Davis, David Taras (Hg.): Justice and Journalists. The Global Perspective, Cambridge 2018, S. 58–80.

10 Vismann: *Medien der Rechtsprechung*, S. 31.

11 Vgl. Maria Loewenich: *Amt und Prestige. Die Kammerrichter in der ständischen Gesellschaft (1711–1806)*, Köln u. a. 2012.

12 Der «Sitz» des Regisseurs bei den Theaterproben im Zuschauerraum, oft auf dem immer gleichen Platz in der immer gleichen Reihe, und noch mehr der ikonische, auf dem Rücken für den «director» reservierte Klappstuhl im Film – nicht nur in Hollywood – hat in den Künsten eine ähnliche symbolische Aufladung erfahren wie der Richterstuhl.

13 Vgl. Laura Münkler, Julia Stenzel: *Inszenierung von Recht. Funktionen – Modi – Interaktionen*, Weilerswist 2019.

- 14 Quelle jeweils: Statistisches Bundesamt.
- 15 Marie Theres Fögen: Der Kampf um die Gerichtsöffentlichkeit, Berlin 1974, S. 28.
- 16 Siehe etwa Bertelsmann Transformation Index, Worldwide Governance Indicators.
- 17 Vgl. Matthias van der Haegen: Quantitative Legal Prediction: The Future of Dispute Resolution?, in: Jan de Bruyne, Cedric Vanleenhove (Hg.): Artificial Intelligence and the Law, Cambridge 2021, S. 73–99. Vgl. auch die Beiträge in: Simon Deakin, Christopher Markou (Hg.): Is Law Computable? Critical Perspectives on Law and Artificial Intelligence, Oxford 2020.

in Deutschland wurden etwa im Jahr 2020 vor den Amtsgerichten 836 035 Gerichtsverfahren in Zivilsachen erledigt, in Strafsachen waren es 2019 641 337 und vor den Verwaltungsgerichten 180 020 Verfahren. Nicht alle dieser Verfahren gehen in mündliche Verhandlungen, zu kaum einer mündlichen Verhandlung jedenfalls in Zivilsachen erscheinen überhaupt Beteiligte persönlich, und äußerst wenige Sitzungen werden von einer zuschauenden Öffentlichkeit begleitet. Die meisten Termine dauern nicht länger als ein *speed date*, vermutlich zwischen fünf und fünfzehn Minuten. Knapp ein Drittel der Zivilsachen hatte einen Streitwert unter 500 €, nur 2,8 % einen Streitwert über 10 000 €. ¹⁴

Wenn die mündliche Verhandlung vor Gericht also die paradigmatische Form des Rechtsprechens bildet, liegt dies wohl kaum an ihrer möglicherweise theatralen Dimension – denn die Zuschauerinnen und Zuschauer, die Öffentlichkeit, ohne die keine Sitzung zur Aufführung werden kann, fehlen in aller Regel. Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine jüngere Entwicklung, die angesichts der großen Zahl der Verfahren mithilfe gegenwärtig geläufiger aufmerksamkeitsökonomischer Argumentation erläutert werden könnte. Marie Theres Fögen hat schon in ihrer Dissertation 1974 gezeigt, dass im 19. Jahrhundert trotz heißer Diskussionen und liberaler Kämpfe um das Prinzip der Öffentlichkeit vor Gericht auch nach seiner Einführung «die Gerichtssäle [...] leer [blieben]» – «das gemeine Volk nutzte den Gerichtssaal [...] bestenfalls zum Aufwärmen, [...] und die höheren Klassen zeigten sich an der Teilnahme am Verfahren völlig desinteressiert». ¹⁵

Handelt es sich bei der Gerichtssitzung also tatsächlich um den Kern des Rechtsprechens – oder um eine bloße Hülle der Idee des Rechtsprechens in modernen demokratischen Systemen, deren Rechtsstaatlichkeit mit Indizes quantitativ gemessen ¹⁶ und deren Suche nach Konfliktlösung durch Gerichte einem Wahrscheinlichkeitskalkül unterstellt wird? ¹⁷ Ohne Zweifel sind es immer schon die großen, öffentlichkeitswirksamen Prozesse im Scheinwerferlicht, die das Bild des Rechtsprechens prägen. Ihre literarischen, filmischen und dramatischen Darstellungen konzentrieren sich selten auf andere Verfahrensaspekte als die

mündliche Verhandlung. Regelmäßig geraten die historische Vielfalt der Formen, Gericht zu halten, ebenso wie all die anderen Schritte, die rechtliche Verfahren konstituieren, in den Hintergrund. Und auch die andere Seite der Sitzung vor Gericht, ihre unspektakuläre, bürokratische Zerkleinerung des zugrundeliegenden Streites in mikroskopisch kleine Stücke, ihre Konzentration auf in den meisten Verfahren sehr wenige offene Fragen, die in der Sitzung auf den Tisch gelegt werden können, die ständige Wiederholung der immer gleichen Formeln, die so häufige Vorhersehbarkeit ihres Verlaufs, ihre eingehende Regulierung (die Zivilprozessordnung etwa regelt das Verfahren in über tausend Paragraphen, von denen viele hunderte mittelbar oder unmittelbar die mündliche Verhandlung betreffen): diese andere – maschinelle – Seite, all die Routinen der Gerichtssitzung haben wenig mit dem verbreiteten Bild des Rechtsprechens gemein.

Geht es also an der Sache des Rechtsprechens vorbei, die Sitzung vor Gericht als ihre paradigmatische Form zu beschreiben? Sind all die Befürchtungen um technische Automaten und juridische Algorithmen als Ersatz menschlicher Richterinnen und Richter, alle Diskussionen um die in jüngerer Zeit pandemiebedingt tatsächlich in Gebrauch genommene (schon länger bestehende) Möglichkeit, mündliche Verhandlungen per Videokonferenz durchzuführen, letztlich nebensächlich, weil sie den maschinellen Kern des Rechtsprechens kaum berühren könnten?

Fast immer kann Recht auf das Spektakel vor Gericht verzichten, um seine Fälle zu behandeln. Zwar kann ein gleichsam automatisiertes Verfahren in entleerter Sitzungsform, selbst mit menschlichen Richterinnen und Richtern, die Anwendung des Rechts letztlich nur simulieren und vergangene Vollzüge von Recht wiederholen. Aber genau das genügt ganz offenbar in den meisten Fällen, um mit einem Urteil oder einem Vollstreckungstitel den gewöhnlichen Lauf der Dinge fortzusetzen – insofern die maschinelle Form des Rechtsprechens als verkürzte Version desselben sichtbar bleibt. Dieser Verzicht setzt allerdings voraus, dass es jederzeit möglich ist, das Recht in Form eines großen Prozesses aus- und aufs Spiel zu setzen, genau dann, wenn etwas offen ist: Rechtsfragen oder die Frage, was tatsächlich geschehen

- 18 Jacques Derrida: *Préjugés. Vor dem Gesetz*, Wien 2005, S. 39.

ist. Oder auch ein an den Beteiligten oder den Besonderheiten eines Falles anknüpfendes Bedürfnis der Öffentlichkeit, zu verfolgen, wie das Recht den Fall behandelt.

An der Möglichkeit, sich zu einer großen Sitzung zu versammeln, einen konkreten Konflikt Schritt für Schritt vor den Augen der Öffentlichkeit in eine Rechtssache zu transformieren und mit dem Gesetz in Verbindung zu bringen, daran hängt das Versprechen des Rechts (nicht unbedingt daran, dass diese Möglichkeit tatsächlich in jeder Sache eingelöst wird). «Der Prozess, das Urteil (*le jugement*) das ist die Stelle, der Ort, die Situation, das was erforderlich ist, damit ein solches Ereignis, ‹vor dem Gesetz erscheinen›, stattfinden kann.»¹⁸ Die Sitzung vor Gericht, unmittelbar, mündlich und öffentlich, schafft diese Situation als eine ausgesetzte und abgeschlossene. Deswegen bildet sie die paradigmatische Form des Rechtsprechens, obwohl sie seinen seltensten Fall und nur einen Abschnitt auf dem Weg zur Entscheidung beschreibt. Sie erhält das Versprechen des Rechts, zugänglich zu sein.

Teuflische Meetings

Sitzungen sind eine globale neuzeitliche Kulturtechnik, die überall dort zum Einsatz kommt, wo es etwas zu verwalten, zu beraten und zu entscheiden gilt. Politisch, rechtlich oder verwaltungsmäßig zu handeln bedeutete seit dem 16. Jahrhundert immer auch, Sitzungen abzuhalten. Politik und Recht prägten dabei nicht nur die Sitzungsformate, sondern wurden umgekehrt in ihrer Praxis auch von diesen geformt. Präsident, Chairman, Vorsitzender – schon diese Bezeichnungen für leitende Funktionsträger politischer und rechtlicher Institutionen zeigen, wie sehr die Bearbeitung und Behandlung der Aufgaben mit Sitzungen verbunden wurde. Angesichts ihrer zunehmenden Bedeutung blieb es nicht aus, dass man sich auch die Mächte der Finsternis bei Sitzungen vorstellen konnte.

1621 etwa publizierte der puritanische Pastor von Ipswich, Samuel Ward, unter seinem Namen einen Kupferstich mit dem Titel «To God, in memory of his double deliverance», den die Zeitgenossen als Kommentar zu den schon seit Jahren laufenden und in England unpopulären Verhandlungen über eine Vermählung des englischen Thronfolgers Charles mit der Tochter des spanischen Königs lesen konnten (*Abb. 1*). Für Ward war dieses Heiratsprojekt mit einer katholischen Infantin eine neuerliche Bedrohung des protestantischen englischen Staatswesens in der Größenordnung des Angriffs der Armada 1588 und der Pulverfassverschwörung 1605, die auf der linken und rechten Seite des Stichs versinnbildlicht werden. Dank der göttlichen Vorsehung war jedoch beides vereitelt worden: Stürme im Ärmelkanal hatten die englischen Schiffe in die Lage versetzt, die bislang unbesiegbare Armada zurückzuschlagen; die Pulverfässer im Gewölbe des Parlaments waren entdeckt worden, bevor Guy Fawkes sie hatte entzünden können. Insofern verbreitete Ward mit seinem Stich die Hoffnung, dass Gott die englischen Protestanten auch von der Gefahr erlösen werde, die ihnen durch eine anglo-spanische Heirat drohte. 1623 sollte sich diese Hoffnung erfüllen.

Die «Double Deliverance» kann man als Bildsatire lesen. Sie war aber auch ernst gemeint und funktionierte als Visualisierung einer Verschwörungstheorie: Demnach waren «1588» und «1605» Teile eines großen Plans («some rare stratagem»), um «Great Bry-



Abb. 1
Heirat mit einer Katholikin –
ein Pulverfass, Gott
bewahre! Samuel Ward:
«The Double Deliverance»,
Kupferstich, 1621.

taner State» wieder unter die Herrschaft des Papstes zu treiben – und damit aus Sicht der Puritaner ins Verderben. Entworfen wurde dieser Masterplan, Ward zufolge, von den Speerspitzen des europäischen Katholizismus: von Papst, Kardinälen, Jesuiten und dem spanischen König, die sich unter dem Vorsitz des Teufels zu einer Sitzung versammelt hatten.

Verschwörungstheorien mit dem Tenor, dass finstere Mächte mit allen Mitteln versuchten, die Protestanten wieder unter das katholische Joch zu zwingen, hatten in England bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Konjunktur. Englische Katholiken,



Abb. 2
Enthüllt! Verschwörersitzung
der Agenten des Bösen bei
Kerzenschein. Anonymus:
«A Plot without Powder»,
Kupferstich, 1623.

- 1 Alexandra Walsham: «The Fatall Vesper»: Providentialism and Anti-Popery in Late Jacobean London, in: *Past & Present* 144 (1994), S. 36–87, S. 70f.
- 2 Ebd., S. 72.
- 3 Allg. dazu Thomas Leng: The Meanings of «Malignancy»: The Language of Enmity and the Construction of the Parliamentarian Cause in the English Revolution, in: *Journal of British Studies* 53 (2014), S. 835–858.

Kleriker und besonders Jesuiten mussten damit rechnen, als Agenten des Bösen verhaftet und als Hochverräter hingerichtet zu werden, weil man ihnen unterstellte, einer Invasion katholischer Mächte den Boden zu bereiten. Nicht alle dabei geäußerten Befürchtungen waren Fiktion: Es gab durchaus Pläne, Königin Elisabeth zu ermorden und mit Maria Stuart eine Getreue des Papstes auf den Thron zu setzen. Auch den Angriff der Armada und die Pulverfassverschwörung hatte es gegeben. Ins Reich der politisch-religiösen Phantasie gehörte aber die Vorstellung, dass alle diese einzelnen Vorkommnisse zentral gesteuert würden und der Agenda des Antichristen folgten.

Weil Ward auch den König von Spanien als Teilnehmer dieser diabolischen Sitzung dargestellt hatte, protestierte der spanische Botschafter derart massiv, dass der Pastor für einige Zeit in den Kerker geworfen wurde.¹ In einer Bittschrift wegen seiner Freilassung gab er zu, dass dieses «emblem» von ihm ersonnen worden sei.² In der Tat war der Puritaner aus Ipswich der Erste, der die Verschwörung in Form einer Sitzung illustrierte. 1623 «enthielt» ein anonymes Publizist auf einem Bild die Sitzung von siebzehn englischen katholischen Priestern und Jesuiten unter dem Vorsitz des spanischen Botschafters Gondomar als einen «Plot without Powder» (*Abb. 2*). Der gelüftete Vorhang ist ein bildlicher Topos der Enthüllung eines verborgenen Geschehens. Damit korrespondierte ein anderes Bild, das Guy Fawkes wie bei Ward auf dem Weg zum Parlament zeigte («A Plot with Powder»). Die Sitzungsteilnehmer waren demnach die wahren Strippenzieher des Gunpowder Plot, auch wenn sie bei ihren Beratungen nicht selbst mit Pulver hantierten.

Der 1642 ausgebrochene Bürgerkrieg in England, Schottland und Irland, bei dem sich Royalisten und Anhänger des Parlaments bekämpften, war aus Sicht radikaler Puritaner und Parlamentarier natürlich ebenfalls das Resultat einer Verschwörung des Teufels mit den Papisten und dem verhassten königlichen Minister Thomas Wentworth, Earl of Strafford, den «devills white boys», wie sie eine Flugschrift von 1644 nannte.³ Platz nahmen die bösen weißen Jungs standesgemäß an einem teuflischen Konferenztisch: «Papists [...] and the Devill have been in Counsell a great while, to devise a plot how to destroy all the



Abb. 3
Der Teufel unter dem Tisch, das Haus in Flammen, der King in Gefahr. Ausschnitt aus den Szenen über den «Popish Plot», mit einer römischen Sitzung der Papisten als Ausgangspunkt, Kupferstich, ca. 1679.

honest Religious Protestants in England, and the Earl of Strafford, hee sits in Counsell every day about it with [...] other Infernall Counsellors, but this Devillish Counsell-Table, cannot yet, nor never shall be able to worke the ruine of the Protestants.»⁴

Der Topos von der Verschwörer-Sitzung war am Ende des 17. Jahrhunderts noch genauso präsent wie der Glaube an eine Verschwörung der Papisten selbst. Als sich 1678 die Thronfolge des katholischen Herzogs von York abzeichnete, wurde dieser Glaube von den Gegnern der regierenden Stuart-Dynastie, den Whigs, auch politisch instrumentalisiert und mit einer beispiellosen Medienkampagne angeheizt. Wieder einmal, so die Botschaft, setzen sich Papst und Kardinäle zusammen, um über Englands Unterwerfung zu beraten (Abb. 3). In London selbst taten Mönche das Gleiche, um die Feinplanung vorzunehmen (Abb. 4). Als wenig später die Whigs selbst in Verdacht gerieten, die Stuarts durch einen Mordanschlag beseitigen zu wollen, wurden auch sie unter dem Vorsitz ihres Anführers Shaftesbury bei einer Sitzung gezeigt.⁵

Was besagt es über das zeitgenössische Verständnis von Sitzungen, wenn man sich vorstellen konnte, dass auch staatsfeindliche Verschwörer auf diese Weise ihre Pläne schmiedeten? Was verstand man eigentlich im England des 17. Jahrhunderts unter

- 4 Anon.: The devills white boyes: Or, A mixture of malicious malignants, with their much evill, and manifold practises against the kingdome and parliament [...], London 1644, S. 3 f.
- 5 A History of the New Plot: Or, A Prospect of Conspirators, their Designs, 1683, British Museum 1899, 0420.111.

Abb. 4
Kreuz! Die Farbe der
Verschwörer. Spielkarten,
ca. 1680.



6 Francis Bacon: The Essaies of Sr. Francis Bacon Knight, the Kings Solliciter Generall, London 1612, S. 60.

einer Sitzung? Gelehrte Abhandlungen zu diesem Phänomen, das sowohl als «Session», «Consultation» und «Meeting» bezeichnet wurde, oder, wie bei Samuel Ward, als «Sitting in Council», gab es nicht. Die Essayisten Sir William Cornwallis (1579–1614) und Sir Francis Bacon (1561–1626) priesen allerdings die Herrscher, die sich auf die Beratung durch ihren «Counsell of state» einließen.⁶ «Counsell and Advise, are the parents of Gouvern-



ment: what can I reckon thē more worthy, more safe, more excellent in institutiō, then Counsell, and Advise?», fragte Cornwallis, der genau wie Bacon an vielen Sitzungen von Parlament und Gerichten teilgenommen hatte. «In Counsel is stabilitie», ergänzte Bacon.⁷ Die Essayisten meinten mit dem «Counsel» aber nicht nur einen unverbindlichen Ratschlag, sondern die förmliche Beratung des Herrschers bei einer Sitzung mit seinen Beratern und Ministern. Ein 1624 publizierter Stich zeigte dieses politische Ideal auch im Bild (Abb. 5). Die Botschaft dieses Bilds war, dass

Abb. 5
Counsel als Ort der Beratung, der Deliberation und des guten Regierens – im Ideal: König Karl I. und «Greate Brittaines Noble and worthy Councell of Warr», London, Kupferstich, 1624.

- 7 Ebd., S. 57.
- 8 Ebd., S. 63.
- 9 Wiederum verbündlicht in Anon.: *The malignants trecherous and bloody plot against the parliament and city of London which was by gods providence happily prevented*, London 1643.
- 10 Sir Richard Carnac Temple (Hg.): *The Diaries of Streysham Master 1675–1680*, Vol. 2, London 1911, S. 5.
- 11 Vgl. zu den Funktionen und Folgen von Formalisierung Barbara Stollberg-Rilinger: *Die Frühe Neuzeit – eine Epoche der Formalisierung?*, in: Andreas Höfele, Jan-Dirk Müller und Wulf Oesterreicher (Hg.): *Die Frühe Neuzeit. Revisionen einer Epoche*, Berlin/Boston 2014, S. 3–27.

bei einer Sitzung nicht nur bessere Entscheidungen getroffen werden, sondern der König auch von einem allzu eigenmächtigen Vorgehen abgehalten wird. Bacon hat das damit verbundene Problem für die königliche Selbstdarstellung als alleiniger Entscheider allerdings klar gesehen. Insofern ging es für ihn in Ordnung, wenn Herrscher «make it appeare to the world, that the decrees and final directions [...] proceeded from themselues».⁸ Ermöglicht wurden solche Illusionen, weil die Ratssitzungen nicht öffentlich waren. Daher enthüllte auch dieses Bild, genauso wie das vom »Plot without Powder« (*Abb. 2*) ein Arkanum. Bilder von Sitzungen im Guten und im Bösen weckten zu dieser Zeit die gleichen Assoziationen von Geheimpolitik, die Übergänge schienen fließend: Im Bürgerkrieg warfen die Gegner Karls I. dem König daher vor, dass aus seinen Ratssitzungen die Konferenzen von Verschwörern geworden seien.⁹

Gleichwohl überlebten Sitzungen Bürgerkrieg sowie Revolutionszeit und avancierten zu einem zentralen Medium der Staatsverwaltung in England (und nicht nur dort). Im 17. Jahrhundert setzte sich die Vorstellung durch, dass mit Sitzungen die Geschicke von Staaten und Organisationen auf besonders rationale und effiziente Weise zu lenken seien. Im Alltag des Tagebuchschreibers und Marinebeamten Samuel Pepys (1633–1703) etwa waren Sitzungen allgegenwärtig, und als wiederum die englische Ostindienkompanie um 1670 daranging, die Verwaltung ihrer Faktoreien zu optimieren, verfügte man, «there be a meeting of the Councill to Consult of the Companyes affaires every Monday and Thursday».¹⁰

Ohne Frage wurden bereits in Antike und Mittelalter hoheitliche Aufgaben sitzungsförmig ausgeführt. Kennzeichnend für die Frühe Neuzeit aber war, dass Sitzungen nun zunehmend formalisiert wurden. Das heißt, dass festgelegt wurde, wer eine Sitzung einberufen und daran teilnehmen durfte, wer sie leitete – wer also den *Vorsitz* führte –, wie sie abließ, ob dabei protokolliert wurde, wie eine Abstimmung herbeigeführt wurde usw. Auf diese Weise blieb ein bestimmtes Sitzungsformat trotz wechselnder Teilnehmer und Themen wiederholbar.¹¹

Materielle Voraussetzungen dafür waren nicht nur ein Raum, sondern auch Stühle und vor allem ein Tisch. Dieser Tisch ver-



sammelte die Mitwirkenden einerseits erst zu einer Gruppe. So war direkte Kommunikation möglich, zudem konnte ein solches Miteinander in Präsenz für ein hohes Maß an thematischer Fokussierung sorgen, Verbindlichkeit stiften und Entscheidungsvorgänge beschleunigen. Andererseits erlaubte der Tisch aber auch die effiziente Nutzung von Feder und Papier zum Aufschreiben und Ablesen von Notizen. Beratungssitzungen dienten nicht nur der Aussprache, sondern auch der Rezeption und Evaluation von Informationen, die auf dem Tisch z.B. des «Councell of

Abb. 6
Ein Hoch auf den Blutdurst der Revolution – die Sitzung als Gelage, die Jakobiner als neue Platzhalter der Verschwörung. «Modern Reformers in Council, – or – Patriots Regaling», Karikatur, 1818.

- 12 Henry Roscoe: Roscoe's Digest of the Law of Evidence in Criminal Cases, London 1868, S. 401.
- 13 André Krischer: Die Macht des Verfahrens. Englische Hochverratsprozesse 1554–1848, Münster 2017, S. 233 ff.

Warre» in Form von Briefen und dem Buch bereitlagen. Sitzungen versprachen nicht nur eine deliberative, sondern auch eine schriftgestützte Entscheidungsfindung. Wenn man sich vorstellte, dass Verschwörer nun ebenfalls auf diese politische Kulturtechnik zurückgriffen – bei Ward hatte selbst der Teufel ein Stück Papier in der Hand –, dann machte sie dies nur umso bedrohlicher.

Sucht man einen Punkt, an dem diese Vorstellung kippte, dann wäre Isaac R. Cruickshanks Karikatur der «Modern Reformers» um den Agitator Henry «Orator» Hunt (in der Mitte, die Arme erhoben) von 1818 dafür vielleicht ein Beleg (*Abb. 6*): Im englischen Weltbild um 1800 hatten atheistische Radikale und Jakobiner die Katholiken als Oberverschwörer abgelöst. Zwar fanden sich jene auch bei Cruickshank zu einer Sitzung zusammen, um grimmig entschlossen ihre Pläne für eine Revolution auszuhecken. Ob diese zerlumpte Gestalten aber noch bedrohlich wirkten, lag im Auge des Betrachters. Aus der Verschwörer-Sitzung war jedenfalls ein Gelage von Blutsäufern geworden.

Allerdings war die Karikatur auch nur die groteske Überzeichnung dessen, was man im 19. Jahrhundert (und bis heute) im rechtlichen Sinne unter einer staatsgefährdenden «Conspiracy» fassen konnte. Dabei ging es nämlich nicht etwa um den Nachweis eines Schwurs bei Nacht und Nebel, sondern um die Frage, ob es zu wiederholten Treffen und Beratungen («Meetings» und «Consultations») der als Verschwörer verdächtigten Personen gekommen war.¹² Formuliert wurde das Rechtskonzept eines Verschwörer-Meetings zuerst um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Vorstellung davon, wie gesehen, besonders populär geworden war.¹³ Eigentlich sollte das Konzept vor Gericht dazu beitragen, die Beweisführung nicht mehr auf bizarr anmutende Geschichten konspirativer Umtriebe zu stützen, sondern auf belastbare Aussagen über Zusammenkünfte der Verdächtigten. Gleichwohl konnten Versatzstücke dieses Konzepts auch wieder in moderne Verschwörungstheorien integriert werden: Sehr wahrscheinlich findet sich auch die Geheime Weltregierung zu Sitzungen zusammen, gibt es auch bei den Bilderberg-Konferenzen Tische, an denen sich «Luzifers fünfte Kolonne» zusammensetzt, um die Ölkrise von 1973, die deutsche Wiedervereinigung

oder die Wiederkehr des Kommunismus zu planen.¹⁴ Und wer es nicht so mit Verschwörungstheorien von schwindelerregenden Ausmaßen hat, kann immer noch die Hinterzimmer als Ortesitzungsförmiger Machenschaften ins Spiel bringen.

14 Nach dem Verschwörungstheoriker Des Griffin: Die Herrscher. Luzifers fünfte Kolonne, Wiesbaden 1980, S. 138 f.

Bildnachweis: Abb. 1 – Abb. 4: © The British Museum, Prints and Drawings. – Abb. 5: The Society of Antiquaries of London. – Abb. 6: Wikimedia commons.

Frankfurter Sitzfleisch

Du kannst Dir vorstellen, was ich von derartigen Veranstaltungen halte, aber ich kann mich ihnen nicht entziehen, weil, wie ich mehrfach Gelegenheit hatte zu konstatieren, genau in den Sitzungen, von denen man sich absentiert, das Unheil angerichtet wird, das man um jeden Preis verhindern möchte.

Theodor W. Adorno an Siegfried Kracauer am 27. April 1965

Sitzungen gelten im politischen Alltag als lästig. Daher ist es gut zu wissen, wie lange sie dauern. Die Beteiligten möchten den Arbeitstag schließlich durchplanen. Die Sitzungen des Frankfurter Magistrats sind so gesehen wunderbare Sitzungen. Sie beginnen um 10 Uhr 30 jeden zweiten Freitag, getagt wird im Magistratssitzungssaal des Frankfurter Römers. Ab 11 Uhr ist man in der Regel wieder frei und kann anderen Dingen nachgehen. Lediglich wenn ein neuer Amtsleiter sich vorstellt und der Magistrat – die Stadtregierung – aus Interesse oder aus Höflichkeit ein paar Fragen stellt, dauert es etwas länger, oder wenn ein ehrenamtlicher Stadtrat auf der mündlichen Erörterung eines Tagesordnungspunktes besteht.

Der Grund, warum die Magistratssitzungen zu den kürzesten überhaupt gehören, ist einfach: Alle Verwaltungsvorlagen, genannt Magistratsvorträge, die zum Beschluss stehen, sind unter den Koalitionsfraktionen bereits abgesprochen. Die mitunter nervenaufreibende Aushandlung der Vorlagen zwischen den Dezernaten, die Meinungsunterschiede in der Sache, die glückenden oder scheiternden Deals («Wenn du meine Vorlage laufen lässt, mache ich bei deiner Vorlage keinen Ärger» oder andernfalls «Wenn du meine Vorlage blockierst, bekommst du deine Vorlage auch nicht durch») finden grundsätzlich vor der Sitzung statt. Das Gleiche gilt für die Verständigung über die Besetzung der wichtigen Amtsleiterposten.

In der Hessischen Gemeindeordnung, die für Frankfurt am Main bindend ist, sind die Magistratssitzungen exakt geregelt. Dem Magistrat steht der Oberbürgermeister vor, der alle sechs Jahre direkt gewählt wird. So kann es vorkommen, und so ist es

geschehen, dass der frisch gewählte Oberbürgermeister auf eine amtierende Koalition ohne einen einzigen Parteifreund trifft. Dann ist das Stadtoberhaupt, zumindest vorübergehend, politisch ein Fremdkörper. Die daraus resultierende Spannung ist dann sowohl für den Oberbürgermeister wie für die Koalition eine Herausforderung. Das ändert aber nichts daran, dass der Magistrat in aller Regel kurz und, äußerlich gesehen, unspektakulär tagt.

Anders sieht es mit den sogenannten Koalitionsrunden aus. Sie sind in der Hessischen Gemeindeordnung nicht vorgesehen, müssen daher als Verabredung der amtierenden Koalition zu einer informellen, gleichwohl intern geregelten Sitzung gelten. Die Koalitionsrunde findet wöchentlich statt, um die laufenden Geschäfte oder auch aktuell anstehende Probleme (etwa während der Pandemie) miteinander zu besprechen. Miteinander – oder gegeneinander.

Die Koalitionsrunde muss man sich als geradezu wilde und zeitlich entsprechend schwer zu kalkulierende Sitzung vorstellen. Vertreter der gesamten Koalition sitzen am Tisch, angefangen mit den Fachdezernenten und hauptamtlichen Stadträten über die Fraktionssprecher der Koalitionsparteien bis zu den Parteivorsitzenden. Das Doppelspitzenystem der Grünen führt zu einer Erweiterung der Runde. Statt einer/eines Fraktionsvorsitzenden, wie bei der SPD und CDU, und statt eines Parteivorsitzenden, der zudem in Personalunion hauptamtlicher Dezernent ist, bringen die Grünen doppelt so viele Leute mit. In der neuen Wahlperiode, nun mit erstarkten Grünen und einer Viererkoalition ohne CDU, ist die Runde noch einmal größer geworden als in der vorherigen Dreierkoalition.

Anders als bei der knapp gehaltenen Magistratssitzung, bei der lediglich Verwaltungsvorlagen verabschiedet oder aufgehoben werden, sind die Koalitionsrunden wortreich; wobei jeder einen eigenen Stil entwickelt. Manch einer redet gern und viel, meldet seine Themen für diese große Runde an, streitet sich mit Lust, greift gezielt Kollegen an, führt zeitraubende Grundsatzdebatten etc.; andere halten es für angezeigt, im Hintergrund «bilateral» die diffizilen Punkte mit den Kollegen zu klären und eher im Stillen die Sachen voranzutreiben. Gelegentlich liegen die Nerven

blank, wenn Pragmatiker auf Dogmatiker treffen, wenn Allianzen, Neurosen, Persönlichkeitsprofile sichtbar werden. Wer das Protokoll der Koalitionsrunde führt, ist nicht zu beneiden; bei strittigen Punkten wird über den Wortlaut des Protokolls im Nachgang gerungen.

Es kommt vor, dass jemand die nichtöffentliche Sitzung öffentlich macht und damit etwas zum Lodern bringt. Das Vehikel hierzu ist ein ihm bekannter Journalist, der das Spiel gerne mitspielt. Der Journalist schützt seinen Informanten, der sich offiziell nicht zu erkennen gibt, auch wenn zu ahnen ist, um wen es sich handelt. Die Story lautet im Subtext immer gleich: Es gibt wieder Zoff!

Da die Kommunalwahlen nur alle fünf Jahre stattfinden, im ganzen Bundesland, müssen die Fraktionen so, wie sie gewählt worden sind, miteinander eine gute Weile klarkommen. Die Frage also, ob die jeweils aktuelle Koalition zuverlässig arbeitet oder sich in Scharmützeln und Streitigkeiten aufreibt, mag am Ende nicht allzu viele Stadtbewohner interessieren – den Sound der Römerblase bestimmt sie sehr wohl, und zwar dauerhaft.

Aus der Perspektive der lokalen Presse ergibt sich ein strukturelles Defizit allein dadurch, dass *öffentliche* Sitzungen im Tagesgeschäft des Römers, des Frankfurter Rathauses, rar gesät sind. Öffentlich zugänglich sind lediglich die monatlichen Sitzungen der Fachausschüsse, in denen Fraktionen ihr Programm abstecken und die zuständigen Dezernenten über ihre Arbeit berichten und dafür gelobt und kritisiert werden. Die Presse hat die undankbare Aufgabe, die oft länglichen Sitzungen auf knackigen achtzig Zeilen zusammenzufassen. Dasselbe gilt für die Plenarsitzungen, in denen die Stadtverordneten und der Magistrat einmal im Monat und insgesamt zehnmal im Jahr zusammenkommen.

Gute Arbeitsbeziehungen zwischen Journalisten und Politikern sind vor diesem Hintergrund unausweichlich. Es macht aber einen Unterschied, ob ein Hintergrundgespräch mit einem Journalisten geführt oder ob aus einer vertraulichen Sitzung gezielt etwas durchgestochen wird, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Letzteres ist eine Regelverletzung, mit der dennoch Politik gemacht wird. Wenn das Bild einer zerstrittenen Koalition erzeugt wird, so steht dahinter ein Interesse, nämlich

das Vertrauen in diese Koalition zu unterminieren, während zugleich die verabredete Vertraulichkeit der Sitzung verletzt wird. Im Extremfall bereitet jemand so den Machtwechsel vor.

Aufsichtsratssitzungen, als Schnittstelle zwischen Politik, Wirtschaft und Verwaltung, stellen eine weitere nicht öffentliche Sitzungsgattung dar. Alle städtischen Gesellschaften, von der Verkehrsgesellschaft über die Entsorgungsgesellschaft und die Wohnungsbaugesellschaft bis zu den Städtischen Bühnen, werden von Aufsichtsräten kontrolliert, und diese rekrutieren sich entsprechend der Fraktionsstärke sowohl aus dem Magistrat als auch den Fraktionen. In der Konsequenz heißt das, dass Stadtverordnete und Dezernenten ein und demselben Gremium angehören und dort ihr Stimmrecht ausüben; das sichert den Stadtverordneten als den eigentlichen Volksvertretern erheblichen Einfluss. Sie können beispielsweise nicht nur dem Geschäftsführer, sondern auch dem Aufsichtsratsvorsitzenden – in der Regel ist das der Fachdezernent, manchmal der Oberbürgermeister – das Leben schwer machen. Entsprechend sind Aufsichtsratsmandate für die Stadtverordneten, aber auch für die ehrenamtlichen Stadträte, eine Währung, die zählt.

An sich gilt für die Tagesordnung der Aufsichtsratssitzungen die spröde Verwaltungslogik: Der Geschäftsführer berichtet über die Aktivitäten der Gesellschaft (es folgt Kenntnisnahme durch den Aufsichtsrat), der Jahresabschluss wird durch den Wirtschaftsprüfer vorgestellt (es folgt Zustimmung und Empfehlung an den Gesellschafter, den Geschäftsführer zu entlasten), die Wirtschaftspläne für die Folgejahre werden vorgestellt (wieder Kenntnisnahme). Doch je größer die Gesellschaft, je signifikanter die politische Steuerung (bei der Besetzung von Intendanten, bei voluminösen Bauvorhaben etc.), desto größer die Störanfälligkeit des Sitzungsverlaufes.

Es ist die genuine Aufgabe der Geschäftsführer, plausibel zu wirtschaften. In manchen Branchen, wie beispielsweise der Kultur, ist die Gesellschaft auf den städtischen Zuschuss ganz besonders angewiesen, weil sie aus sich heraus keinen erheblichen Gewinn erwirtschaften kann. Überzeugende, international beachtete Kunst auf die Bühne zu bringen und zugleich das Geld zusammenzuhalten, darum geht es. Die latente Sorge mancher

Geschäftsführer wegen des – faktisch oder angeblich – knappen Budgets bietet eine wunderbare Steilvorlage für Störenfriede. Dann heißt es, die Dezernentin müsse das Delta im Budget ausgleichen, gespielte Empörung in der Stimme, wohl wissend, dass sie nicht zaubern kann, nicht einmal bei besten Beziehungen zum Kämmerer. Die Dezernentin vor den anderen in Bedrängnis zu bringen, ist manch einem Aufsichtsratsmitglied ein ganz persönliches Vergnügen. Gier fällt übrigens als Motiv für ein Mandat im Aufsichtsrat aus; im Schnitt werden fünfzig Euro Sitzungsgeld gezahlt. Worum es vielmehr geht, ist das politische Spiel, das sich um die eine entscheidende Frage dreht, wer die Macht hat und wer sie streitig machen will. Die keifende Routine findet hinter geschlossenen Türen statt.

Öffentlich ist die schönste, unterhaltsamste und komplexeste Sitzung der Frankfurter Kommunalpolitik, ihr Herzstück sozusagen, die Stadtverordnetenversammlung. Sie tagt im Plenarsaal des Frankfurter Römers, und auch wenn der verwinkelte Römerkomplex nach dem Krieg wiederaufgebaut werden musste, so trifft doch zu, dass seit dem 15. Jahrhundert an diesem Ort über die politischen Geschehnisse der Stadt bestimmt wird.

Die Frankfurter Stadtverordnetenversammlung umfasst 93 Mitglieder. Sie alle üben ihr Mandat ehrenamtlich aus. Manchmal ist die Polemik zu vernehmen, es handele sich um ein Feierabendparlament. Richtig ist: Die Stadtverordnetenversammlung ist keine gesetzgebende Versammlung. Aus diesem Grund spricht man in den Kommunen nicht von einer Legislaturperiode, sondern von einer Wahlperiode.

Die Sitzungen beginnen um Punkt 16 Uhr und dauern schon mal bis nach Mitternacht. Die meisten Stadtverordneten gehen Berufen nach, daher der späte Sitzungsbeginn; sie haben dann einen Arbeitstag schon hinter sich. Es sind Rechtsanwälte darunter, Lehrer, Angestellte, Unternehmer, Heilpraktiker, Studierende, Steuerberater und Ruheständler. Dies sind unsere Volksvertreter, sie bestimmen über die Frankfurter Politik – in der Praxis debattieren sie, kontrollieren, stellen Anträge, stimmen über die Vorlagen des Magistrats ab. Und sie wählen in geheimer Wahl die hauptamtlichen Stadträte – weshalb immer wieder gezittert wird, ob's klappt.

Die Sitzung wird eröffnet mit einem Gongschlag und geleitet von der, Achtung Zungenbrecher, Stadtverordnetenvorsteherin; seit der letzten Kommunalwahl im März 2021 ist dies wieder eine Frau. Das Wort muss möglichst ohne Stolpern über die Lippen kommen, denn wer ans Rednerpult tritt, wendet sich zunächst an die «sehr geehrte Stadtverordnetenvorsteherin», bevor er oder sie zum Plenum der Stadtverordneten, also der lokalen Abgeordneten, spricht.

In den Minuten vor der Sitzung zwitschert der Saal vor Aufregung, Nervosität, Wiedersehensfreude. Für das mehrstündige Spektakel trudeln ein, neben den Stadtverordneten: die Pressevertreter, die Büroleiter, die Referenten und Mitarbeiter, die ehren- und hauptamtlichen Stadträte, der Bürgermeister und natürlich der Oberbürgermeister. Die Besucher auf der Tribüne bilden über das Jahr gesehen die ganze Stadtgesellschaft ab, Schulklassen oder Auszubildende mit sichtbarem Migrationsanteil, Matrosen oder Feuerwehrleute in Uniform, oder schlicht interessierte Einzelne – sie werden stets höflich begrüßt vom Vorsteher bzw. der Vorsteherin, und der Saal applaudiert den Besuchern freudig, was insofern bemerkenswert ist, als dass die Besucher auf der Tribüne selbst nicht applaudieren dürfen, Saalwächter wachen darüber. Eine gewisse demokratische Feierlichkeit liegt in der Luft.

(So war es vor der Pandemie, und so möge es nach der Pandemie wieder sein, denn die Hygienevorschriften haben alles durcheinandergewirbelt. Getagt wurde zuletzt in Notbesetzung im geräumigeren Casino der Stadtwerke, wo zwar die Presse zugelassen war, jedoch kein Publikum. Das ist kein dauerhaft akzeptabler demokratischer Zustand. Die Schilderung fährt im Vor-Corona-Modus fort.)

Faszinierend die fixe Sitzordnung im Plenarsaal: das Präsidium mit der Vorsteherin und den beiden Beisitzern in der Mitte, einige Stufen erhoben, mit Blick ins Plenum der Stadtverordneten. Unter dem Präsidium die Magistratsbank, eine Stufe tiefer, in zwei Flügeln angeordnet. Da die Stadtverordnetenversammlung als Stunde des Parlaments gilt, sollen die Magistratsmitglieder nicht applaudieren, wenn ein Stadtverordneter oder ein Kollege sich politisch geäußert hat. Der Applaus in der Plenarsitzung ist

den Stadtverordneten vorbehalten. Jedoch haben die hauptamtlichen Magistratsmitglieder jederzeit Rederecht. Dieses nicht überzustrapazieren, erwarten die Stadtverordneten.

Am rechten Rand des Saals, vom Präsidium her gesehen, befinden sich die Presseplätze, direkt darüber die Besuchertribüne, von wo der Blick auf das Plenum fällt. Die Stadtverordneten sitzen geordnet nach Fraktionen, ihre Plätze werden zu Beginn der Wahlperiode festgelegt. Im Rücken der Stadtverordneten befindet sich über die gesamte Länge des Saals eine Bank, wo die Referenten und andere Mitarbeiter sich nach dem Zufallsprinzip tummeln und tuscheln.

Direkt vor der Stadtverordnetenvorsteherin, zwischen den beiden Magistratsbänken, steht das Rednerpult.

Was am Rednerpult gesagt oder gebrüllt wird, ist definitiv das zentrale Sitzungsgeschehen. Man erlebt Meinungsverschiedenheiten und Angriffe, kämpferische Rhetorik bis hin zur Entgleisung, aber auch öde Wiederholungen. Vieles wirkt eingeübt wie ein Schauspiel: Da ist etwa die Blaublütige – eine radikallinke Intellektuelle, die das «Kleinbürger»-Parlament genauso verachtet wie die dort vertretenen Aristokraten, darunter ein waschechter Prinz; ihr Spezialgebiet ist die naziverseuchte Geschichte der Deutschen, einschließlich des Adels, dem sie selbst entstammt. Oder der Mahner aus dem konservativen Lager – der aufbraust, wenn die Linken sich wieder etwas verdächtig Antikapitalistisches einfallen lassen; auch die AfD greift er zuverlässig an, aber nie, ohne zugleich den vermeintlichen Extremismus der Linken zu geißeln; mit dem Antifaschismus der Blaublütigen konkurriert er, zu seinem Verdruss, um Deutungshoheit. Der Lokalpatriot wiederum schaut auf die Welt aus dem Blickwinkel seines Stadtteils, den er heiß und innig liebt und auf museale Weise abbildet; ein nuschelndes Frankfurter Original, begabt für Selbstironie, den Schelm im Auge, allerdings schon so lange in der Stadtverordnetenversammlung, dass ihm manche nicht mehr zuhören mögen... Oder der Zocker, dessen Motive niemand durchschaut; jedoch lügt er auf so schlagfertige Weise, dass sogar seine eigenen Parteifreunde erröten. Der Witzbold, dem anarchischen Spektrum zuzurechnen, macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und sagt manchmal sehr treffende Dinge,

verfehlt aber regelmäßig die Pointe, so dass er niemandem zur Gefahr wird.

Ohnehin hat keiner das Sitzfleisch, um acht Stunden an seinem Platz zu verharren und den unendlichen Reden und Widerreden zu lauschen. Die Nebenschauplätze sind daher von systemischer Bedeutung: die Kantine, wohin sich Grüppchen zurückziehen; der breite Flur mit den Stehtischen, wo der Prinz bei säuerlichem Rheinhessenwein auftaut; der Vorraum mit den schweren Sesseln; der Raucherraum, aus dem schallendes Lachen ertönt.

Auflösungserscheinungen bleiben im Lauf des langen Abends auch im Plenarsaal nicht aus. Der Oberbürgermeister flaniert durch die Reihen, plaudert mit den Pressevertretern; die Dezerenten haben ihre Mappen durchgeackert und verschwinden für die Dauer eines ausgiebigen Abendessens, das außerhalb des Römers eingenommen wird.

Die Pressevertreter haben den Saal spätestens um zehn verlassen. Was in den entscheidenden Debatten gesagt wurde und von wem, steht bereits im Netz, am nächsten Tag wird der Rest gelesen. Bei Sitzungsende große Müdigkeit, manche sind jetzt sechzehn Stunden durchgehend im Einsatz gewesen, darunter die Chauffeure des städtischen Fuhrparks. Sie beladen die Limousinen mit den Aktentaschen ihrer Vorgesetzten und verlassen die Tiefgarage. Die Nacht wird kurz, auch für sie.

Prähistorische Gremiensitzung

- 1 Für das kleine prähistorische «Protokoll» einen Dank an Eva Cancik-Kirschbaum für den freundlichen Hinweis auf den Brief aus Kültepe.

Denkt man über die frühesten Formen von Sitzungen nach, so stellt sich die Frage nach ihrer Nachweisbarkeit. Leicht gelingt dies mit Hilfe von Tagesordnungen und Protokollen, doch das setzt Schriftlichkeit voraus. Blicken wir auf den Alten Orient, wo Schrift bereits im späten 4. Jahrtausend v. Chr. entstand, so lassen sich dort durchaus einige interessante Beobachtungen machen.

Tagesordnungen als eigenständige Textgattung kennt der Alte Orient zwar nicht, doch sind sie auf indirekte Weise durchaus belegt, wie aus einem im 19. Jahrhundert v. Chr. verfassten altassyrischen Brief aus Kültepe im heutigen Kappadokien, Türkei, hervorgeht. Der Absender schreibt dort: «Was Dich angeht, bis heute hast Du jedes Abkommen mit mir verweigert, und Du bist nicht bereit, ein Treffen zu arrangieren. Stattdessen schreibst Du dauernd, dass Du einen Anwalt einschalten wirst ... Lass uns also ein Treffen einberufen mit einem Rechtsvertreter und fünf Investoren zusätzlich zu den Vieren, die unseren Vater vertreten. Das Silber, die Ansprüche aus dem Warenverkehr und noch ausstehende Forderungen sollen unter deren Zeugenschaft anerkannt werden. Dann sollten die Silberdepots, die an unseren Vater gehen, mit seinen Ausgaben verrechnet werden ...»¹

Hier geht es also um die Einberufung einer Sitzung zur Erörterung und Lösung rechtlicher und wirtschaftlicher Fragen, wobei bereits eine sehr klare Agenda des Treffens skizziert wird. Derartiges gibt es in der Tat recht häufig in der Korrespondenz altorientalischer Kulturen. Daneben existieren Tagesordnungen im kultischen Bereich, wobei es sich um liturgische Vorschriften handelt, die bestimmte rituelle Handlungen und deren Abfolge im Dienst für die Götter festlegen.

TOP 1

Der Mythos des Ablaufs und das göttliche Ergebnisprotokoll

Auch Protokolle kennen wir, etwa von gerichtlichen Entscheidungen oder wenn in Mythen Götterversammlungen in einer Art von Ergebnis- oder Ablaufprotokoll beschrieben werden. Und das Motiv der Ratsversammlung ist sowohl in der mythischen als auch in der kommunalen und herrscherlichen Praxis vielfach belegt. Kurzum, Sitzungen und mit ihnen verbundene

rudimentäre Tagesordnungen und Protokolle begegnen besonders im kultischen und im administrativ-juristischen Bereich, wo in der Regel hoher Regelungsbedarf besteht.

Regelungsbedarf gab es jedoch auch schon lange vor der Erfindung der Schrift, er ist keine Begleiterscheinung nur komplexer Gesellschaften oder früher Hochkulturen. Wann immer sich Individuen in Gruppen zu gemeinsamem Tun zusammenschließen, sind Dinge zu regeln und zu entscheiden. Insofern muss es auch in den frühen Etappen der Menschheitsgeschichte, die wir ausschließlich mit Hilfe materieller Hinterlassenschaften zu rekonstruieren versuchen, Zusammenkünfte zur Klärung unterschiedlichster Fragen gegeben haben. Dabei dürfte es sich vornehmlich um solche Themen gehandelt haben, die für die Gemeinschaft von zentraler Bedeutung waren.

TOP 2

Proteinaufnahme

Vor etwa 2 Millionen Jahren entwickelte sich der *Homo erectus* bzw. *Homo ergaster* aus dem älteren *Australopithecus*. Entscheidend waren dabei zwei Neuerungen, die das Leben der frühen Hominiden geradezu revolutionierten: die Beherrschung des Feuers und die Jagd. Feuer bot nicht nur Schutz vor Raubtieren, spendete Licht und Wärme und machte dadurch die Besiedlung kühlerer Gebiete überhaupt erst möglich, sondern Feuer spielte auch eine entscheidende Rolle bei der Zubereitung und bei der Haltbarmachung von Nahrung. Das Kochen oder Braten von Fleisch über offenem Feuer erleichterte den enzymatischen Aufschluss der Nahrung und steigerte die Proteinzufuhr. Zugleich gab das Räuchern dem Menschen die Möglichkeit an die Hand, Nahrung für längere Zeit haltbar zu machen. Für die Überlebensstrategie umherschweifender Hominiden machte die Jagd auf Großsäuger wie Mammut oder Wollnashorn oder auf ganze Wildtierherden nur dann Sinn, wenn man in der Lage war, die dabei auf einen Schlag angefallenen Unmengen von Frischfleisch auch haltbar zu machen. Andernfalls wäre es nach kürzester Zeit ungenießbar geworden. Jagd und Feuer gehören daher ursächlich zusammen, beim *Homo erectus* treten sie zum ersten Mal gemeinsam auf.

TOP 3

Geselliges Miteinander an der Feuerstelle

Feuer hatte jedoch auch eine bedeutende soziale Dimension. Seine wärmende und schützende Funktion machte Feuerstellen zu gesellschaftlichen Mittelpunkten: Die Gruppe saß um das Feuer, dies war zweifellos der Ort, wo Erfahrungen, Erlebnisse und Kenntnisse ausgetauscht wurden und wo nicht zuletzt auch die Sprache entstanden sein dürfte, weil Kommunikation über komplexe Sachverhalte anders kaum vorstellbar ist. Wir haben keinerlei Anhaltspunkte, welche Themen in solchen «Sitzungen» an Feuerstellen verhandelt wurden, doch Aspekte der Nahrungsvorsorgung und Nahrungssicherung dürften zentral gewesen sein.

TOP 4

Die Vorbereitung der Treibjagd

Das Erlegen von Großsäugern (zum Beispiel einem Mammut) war äußerst riskant. Die Jagd auf in Herden auftretende Wildtiere (etwa Wildpferde) bedeutete zwar weniger Gefahr für Leib und Leben, verlangte jedoch große Geschicklichkeit und vor allem eine angemessene Taktik. Diese ständigen Herausforderungen führten, verbunden mit der zunehmend verbesserten Qualität proteinreicher Nahrung, zu einer fortschreitenden Evolution des Gehirns, zur Herausbildung geistiger Fähigkeiten und nicht zuletzt auch zur Entstehung der Sprache, alles zentrale Voraussetzungen für gewinnbringende «Sitzungen».

Man könnte es auch so formulieren: Die Evolution des Menschen verlagerte sich spätestens mit dem *Homo erectus* vom biologischen Erscheinungsbild in den Bereich des Gehirns. Die nachhaltige Weiterentwicklung menschlicher Kultur und frühester gesellschaftlicher Strukturen vollzog sich also auf der Grundlage einer immer weiter fortschreitenden Spezialisierung der Jagd. Sowohl die Jagd auf vereinzelte Großtiere wie auch die Treibjagd auf ganze Herden erforderte besonders Wissen über die Besonderheiten der jeweiligen Tierarten, vor allem aber bedurfte es klarer Absprachen und einer präzisen Organisation der an der Jagd beteiligten Gruppe. Vorbereitende Gespräche dürften dabei für die Planung kooperativen und aufeinander abgestimmten

Handelns entscheidend gewesen sein, um Ort, Einsatz, Verhalten und Jagdmethode im Einzelnen festzulegen. Insofern kann man sich die Agenda solcher urgeschichtlicher «Sitzungen» auch vor Hunderttausenden von Jahren schon sehr gut vorstellen.

Wo sonst hätte man all dies besprechen können, wenn nicht an der Feuerstelle als *dem* sozialen Mittelpunkt früher Hominiden. Wo gesellschaftliche Beziehungen entstehen und sozialisierende Prozesse wirksam sind, dort bilden sich aber auch andere konstituierende Elemente menschlicher Gemeinschaften heraus: Riten sowie die Pflege und Weitergabe von Traditionen. Etwa 350 000 Jahre alte und dem *Homo Heidelbergensis* zuzuweisende Tierknochen aus dem thüringischen Bilzingsleben mit einer ersten rudimentären Ornamentik werden als Beleg für die Fähigkeit zu symbolischen Mitteilungen, abstraktem Denken und bewusstem Gestaltungswillen gedeutet und sollten Sprechvermögen und Wortgedächtnis voraussetzen.

TOP 5

Herstellung von Waffen

In dem ähnlich datierten Fundort von Schöningen in Niedersachsen wurden am Rande eines eiszeitlichen Sees die Hinterlassenschaften einer größeren Treibjagd von Vertretern des *Homo Heidelbergensis* auf eine Wildpferdherde entdeckt, wobei – in den Sedimenten luftdicht eingelagert – sogar hölzerne Speere erhalten blieben (*Abb. 1*). Versuche mit Nachbauten zeigten, dass sie über phänomenale Flugeigenschaften verfügten, die sie, was Reichweite, Treffsicherheit und Durchschlagskraft betrifft, kaum von heutigen Wettkampfspeeren unterscheiden. Dies setzt wiederum ein Jahrtausende umfassendes Experimentieren und kontinuierliches Verbessern solcher Jagdwaffen voraus, wobei die dabei gewonnenen Erkenntnisse über unzählige Generationen mündlich weitergegeben worden sein müssen. Gewiss fanden die Gespräche darüber wiederum an den Feuerstellen als Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens statt.

Die Agenda bei den Zusammenkünften früher Hominiden seit dem *Homo erectus* vor 2 Millionen Jahren in Afrika oder seit dem *Homo Heidelbergensis* vor 600 000 Jahren in Europa dürfte damit zumindest teilweise relativ klar gewesen sein: Ganz oben auf der

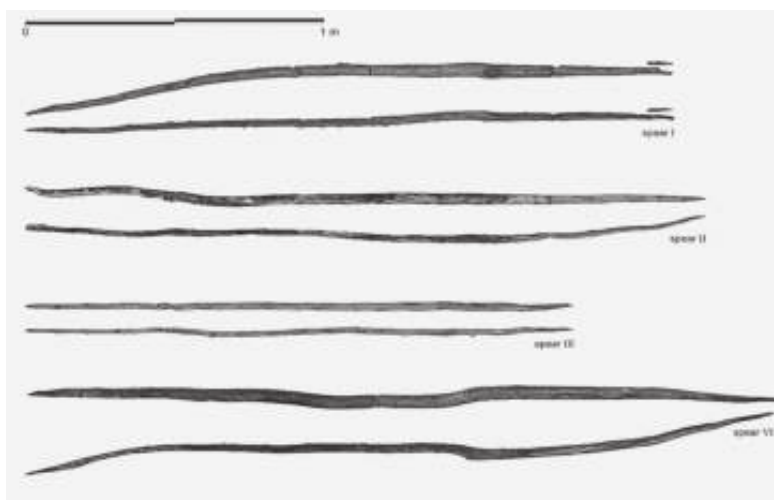


Abb. 1
Filigrane Treibjagd als
Tagesordnungspunkt.
Die hölzernen Speere,
ca. 300 000 v. Chr.
Fundort: Schöningen.

«Tagesordnung» standen Absprachen zu Rollenverteilung und Strategie bei Treibjagden ebenso wie der Austausch über die jüngsten Erfahrungen bei der Herstellung komplexer Gerätschaften und Waffen. Was dann noch unter «Verschiedenes» kam, wissen wir natürlich nicht.

TOP 6 Sitzungen unter freiem Himmel

Die Frage, ob solche urgeschichtlichen «Sitzungen» mit besonderen baulichen Vorrichtungen verbunden waren, kann man gestrost verneinen. Vereinzelt fanden sich zwar einfache Behausungen, doch dienten sie nur als Schlafplatz, das eigentliche Leben an den in der Regel saisonal gewechselten Lagerplätzen fand draußen im Freien statt: Dort verteilen sich die diversen Fundstücke und lassen verschiedene Aktivitätszonen definieren, dort befinden sich auch die meisten Feuerstellen. Daher dürften die Zusammenkünfte früher Hominiden unter freiem Himmel stattgefunden haben.

TOP 7

Verschiedenes: Nähadel, Steinschleuder,
Schädelnester, Flötenkunst

In den folgenden Jahrzehntausenden bis zur Herausbildung der Neandertaler vor 200 000 Jahren und bis zur Einwanderung des *Homo sapiens* nach Europa vor ca. 45 000 Jahren dürfte sich – trotz zahlloser Weiterentwicklungen und Innovationen in allen Bereichen der materiellen Kultur – die «Tagesordnung» solcher Zusammenkünfte nicht grundlegend verändert haben. Mit dem *Homo sapiens* als nicht nur biologisch, sondern auch kulturell modernem Menschen kamen jedoch weitere Punkte auf die Agenda: Die Erfindung der – eigentlich unscheinbaren – Nähadel zur Herstellung dichter, eng anliegender und der Körperform angepasster Kleidung, für das Überleben in den Kaltzeiten unabdingbar, sowie die Erfindung erster Maschinen, wie der Speerschleuder, mit deren Hilfe die Hebelwirkung des Armes beim Schleudern eines Speeres verlängert und verstärkt werden konnte.

Zur kulturellen Modernität gehören aber auch Rituale (Schädelnester) sowie ein weit entwickeltes künstlerisches Schaffen mit plastischer Kleinkunst und Felsbildern. Letztere spiegeln eine von Grund auf veränderte Gesellschaft wider. Sie bilden nicht die einzige kultur- und geistesgeschichtlich bedeutsame Neuerung zu Beginn des Jungpaläolithikums, aber ohne Zweifel die aufschlussreichste. Die Kompositionen entstanden dabei nicht in spontanen, emotionalen Einzelaktionen, sondern die Bilder wurden nach und nach und sehr geplant angefertigt. Sie setzen die Fähigkeit, ja den Drang zur Mitteilung und Kommunikation von bestimmten Inhalten voraus. Bilder und Symbole wurden geschaffen, um verstanden zu werden und Botschaften zu übermitteln, und hatten dadurch auch eine soziale Funktion. Diese so eindrucksvollen Felsbilder mit ihren ungemein lebensnahen, dynamischen und ausdrucksstarken Darstellungen fanden sich jedoch in Höhlen und damit fernab von den Feuerstellen und von den Orten der Zusammenkünfte und des Austauschs.

Anders die Figurinen von Tieren, Menschen (sog. Venus-Figuren) und Mischwesen (etwa der Löwenmensch von der Schwäbischen Alb) aus Elfenbein, Knochen oder sogar gebranntem Ton,



Abb. 2
Die virtuose Kunst des Flötens als Knochenarbeit – eine zeitlose Sitzungstugend. Flöte aus einem Mammutelfenbein, ca. 40 000 v. Chr.
Fundort: Geißenklösterle, Blaubeuren-Weiler, Alb-Donau-Kreis.

die stets im Bereich der Lagerplätze und dort mitunter auch nahe den Feuerstellen zum Vorschein kamen. Während des Jungpaläolithikums (ca. 45 000–12 000 v. Chr.) hatte der *Homo sapiens* zudem erste Musikinstrumente hergestellt: aus Röhrenknochen gearbeitete Flöten (Abb. 2). Auch sie fanden sich meist nicht weit von den Zeugnissen der plastischen Kleinkunst entfernt, der Kontext zwischen bildender Kunst und Musik könnte offensichtlicher nicht sein.

Die Gesellschaft des Jungpaläolithikums verständigte sich also mit Hilfe einer komplexer gewordenen Sprache und weiterer, auch visueller Kommunikationsmittel, sie fertigte komplizierte und standardisierte Geräte und Werkzeuge, entwickelte ein Gefühl für Schönheit und Ästhetik, wie das Tragen von Schmuckstücken unterstreicht, beschäftigte sich mit dem Tod und dem Leben danach, wie erste Bestattungen mit Beigaben zeigen, und brachte schließlich auch figürliche Kunst und Musik hervor, die mit Ritualen und Festen in Verbindung gestanden haben dürften. Der aktive Einsatz von Symbolen in Sprache, Glaubenswelt und Alltag und die Fähigkeit, zu musizieren, zu singen, zu erzählen und voranzuplanen, gehören zu den wesentlichen Merkmalen des modernen Menschen.

TOP 8

Ende der Mythenstunde und Klimawandel

Um 12 000 v. Chr. brachte das Ende des Pleistozäns eine tiefgreifende Veränderung von Klima und Umwelt. Das Milieu, das diese Eiszeitkunst und alles damit Zusammenhängende getragen hatte, war verschwunden und mit ihm verschwanden auch die Mythen und Geschichten, die damit verbunden waren und an den Feuerstellen erzählt wurden. Die Zusammenkünfte, die über Jahrzehntausende nach vermutlich weitgehend ähnlichen Regeln abliefen, hatten nun mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine deutlich veränderte Agenda.

Urgeschichtliche «Sitzungen» setzten also keine Sesshaftigkeit voraus, sondern Regelungsbedarf, und den gab es schon bei den frühesten Jägern und Sammlern. Mit der Gründung fester Dörfer und dem Beginn der Landwirtschaft wurden Nahrungsüberschüsse produziert, was ein kontinuierliches Bevölkerungswachstum zur Folge hatte. Je mehr Menschen an einem Ort zusammenlebten, desto höher war der Regelungsbedarf. Gewiss kein Zufall, dass in den folgenden metallzeitlichen Epochen mit ihren immer komplexer werdenden Gesellschaften schließlich größere Gemeinschaftsbauten und Versammlungshäuser in Erscheinung treten. Der Weg ist dann nicht mehr weit zu Kulturverhältnissen, wie wir sie im Alten Orient vorfinden. Die «Tagesordnungen» der Zusammenkünfte dort dürften jedoch gänzlich andere gewesen sein als in der frühen Urgeschichte.

Bildnachweis: Abb. 1: Schöningen 13 II-4, Speere I, II, III, VI Bildpläne (E. Behrens + C.S. Fuchs, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege). – Abb. 2: © bpk / Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg / Foto: Manuela Schreiner.

Und es hat Zoom gemacht

- 1 Gretchen M. Spreitzer, Robert E. Quinn: *A Company of Leaders: Five Disciplines for Unleashing the Power in Your Workforce*, San Francisco 2001, S. 160.
- 2 Ebd., S.5.

Die Zukunft der Sitzung hat ihren Sitz am Almaden Blvd in San José und gibt keine Interviews. Wie kaum ein anderes Unternehmen hat die Firma *Zoom Video Communications* die Lebens- und die Arbeitswelt der Pandemiejahre umgekrempelt. Vor dem ersten Lockdown im März 2020 galt *Zoom* als altbacken. Visionäre, wispern heute immer noch viele im Silicon Valley, seien die nicht. Aber vielleicht war gerade diese Behutsamkeit das Erfolgsrezept. *Zoom* hat unsere Sitzungswelt eben nicht kühn ganz neu designt, sondern das Setting dieser besonderen sozialen Form recht konservativ wie ein Möbel in die digitale Welt versetzt. Wie ja viele der anderen virtuellen Meeting-Module auch.

Seit die Welt auf das Silicon Valley schaut, blickt sie auch auf dessen Sitzungskultur. Gretchen M. Spreitzer und Robert E. Quinn haben 2001 in ihrem Buch *A Company of Leaders: Five Disciplines for Unleashing the Power in Your Workforce* versucht zu zeigen, wie «steile Hierarchien den Informationsfluss begrenzen» und «Entscheidungen verlangsamen».¹ Die neuen Mitarbeiter der New Economy seien «fast wie Freiwillige – Leute, die mitmachen, nicht weil sie sich einen Lebensunterhalt verdienen müssen, sondern weil sie es einfach gerne machen».² Um die Arbeitskraft weiter zu steigern – so das Mantra dieser Optimierungsfibel –, soll das Arbeitsumfeld jenen sozialen Formen angeglichen werden, die sich außerhalb der Arbeit scheinbar organisch ergeben. Spontanität, Ungezwungenheit, glücklicher Zufall sollen Struktur, Hierarchie und Institution ersetzen. Über «Spontanität» wurde im Silicon Valley um die Jahrtausendwende viel nachgedacht – und auch über die Schwierigkeit, diese kostbare flüchtige Ressource des Einfalls und des gelungenen Augenblicks algorithmisch auf Dauer zu stellen. Wie lässt sich Spontanität vorprogrammieren?

Design Thinking hieß eines dieser neuen Zauberworte. Josh Levine zeichnete 2018 in *Great Mondays. How to Design a Company Culture Employees Love* die Arbeitswelt von morgen. Fast alle seine Beispiele kommen aus dem Silicon Valley. Der neue Arbeitsplatz ist weder durch ein Büro markiert noch durch einen anderen festen Ort – er ist «dynamisch» und optimiert sich durch bestimmte «Rituale»: «Check-in rounds» sind dazu da, die trotz

aller Formlosigkeiten sich immer wieder einschleichenden Hürden zwischen Mitarbeitern gleich wieder zu nivellieren. «Verletzlichkeit» unter den Mitarbeitern soll als Ressource in kreative Energie umgewandelt werden. Über allem steht nicht nur an *Great Mondays*, sondern an allen anderen Tagen der Woche das Gebot der Inklusion: Alle sollen ohne feste Reihenfolge zu Wort kommen und miteinander kommunizieren, Frischlinge in der Firma genauso wie die alten Hasen.³

Norbert Wiener und die Emanzipation vom militärisch-industriellen Komplex

Die Genealogie der Inklusion, die als eigentliches TOP über so vielen Meetings in Nordkalifornien schwebt, führt weit zurück in das 20. Jahrhundert – zu militärischen Forschungsprojekten in der Hochtechnologiebranche. Viele Firmen im Silicon Valley entstanden während des Zweiten Weltkriegs unter dem Einfluss des US-Verteidigungsministeriums. Die Welt der *Labs* war anfänglich eine Provinz hierarchischer Organisationen. Viele der ersten Gründungen im Bereich der Halbleiter- und Informationstechnologie entsprangen später einem Bruch mit diesen Monolithen. Eine wichtige Rolle kam hier dem Mathematiker Norbert Wiener zu, der während des Krieges seine Informationstheorie in den Dienst des amerikanischen Militärs gestellt hatte. Im Laufe der Jahre rieb Wiener sich aber immer mehr an den Strukturen und den kommunikativen Berichtsketten des «military-industrial complex» – wie auch andere, etwa der Informatiker Claude Shannon, der zur gleichen Zeit am der *Bell Telephone Company* gehörenden Forschungslabor Bell Laboratories arbeitete.

In einem Brief im Dezember 1946 an einen Kollegen in einem Rüstungsunternehmen – den er in *The Atlantic Monthly* öffentlich machte – schrieb Wiener, dass er nicht mehr bereit sei, Forschungsergebnisse mit dem Kollegen zu teilen. Das alte akademische Einvernehmen aus Zeiten des Krieges – *the comity of scholars* – kündigte er einseitig auf. Die Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki hätten gezeigt, «dass das Teilen wissenschaftlicher Ergebnisse nicht unbedingt ein unschuldiger Akt ist, und tatsächlich die gravierendsten Konsequenzen haben kann». Das Militär habe zudem den «Verkehr zwischen Wissen-

3 Josh Levine: *Great Mondays. How to Design a Company Culture Employees Love*, New York 2018.

schaftlern, die an verwandten Projekten arbeiten», massiv beschränkt. Wiener steckte in einer Zwickmühle. Einerseits widerstrebe es ihm, sich nicht über seine Forschungen austauschen zu dürfen, insbesondere mit jenen Wissenschaftlern, die an «verwandten Projekten» arbeiteten. Andererseits wollte er seine Forschungsergebnisse gegenüber der Verwertung und vorschnellen Anwendung durch das Militär und staatlicher Organe schützen. Im Krieg war Wiener als Mitglied des *National Defense Research Committee* noch dem Verteidigungsministerium zugeordnet gewesen. Sein Unbehagen gegen Einkastungen, Berichtspflichten und überhaupt gegen jede arbiträre Einteilung von Gruppen (man fand später die Metapher des «Silos» für eine solche Organisationsstruktur), gepaart mit einem überaus hellhörigen Sensorium für Infiltrationen von staatlichen Institutionen, wurde für die Organisationsstruktur der frühen Tech-Unternehmen in Kalifornien charakteristisch.

Viele Unternehmen aus der Informationstechnologie im Silicon Valley der ersten Nachkriegsjahrzehnte waren von Gruppen junger Männer gegründet worden, die gemeinsam ein etablierteres Labor oder eine schon prosperierende Firma verlassen hatten. Mit dem Elan und dem Habitus des Anti-Establishment war die alte hierarchische Struktur der Firmen kaum zu vereinbaren. Kommunikation auf Augenhöhe war selbstverständlicher Teil der neuen Firmen – und prägte damit auch die Arbeitskultur des Silicon Valley, die sich immer mehr vom militärisch-industriellen Komplex abzunabeln versuchte. Mit unzähligen Firmen, prägenden Gründerfiguren und immer neuen Verpuppungen ließe sich dieser Wandel in der Unternehmenskultur bebildern: etwa mit William Shockley, Jr., der für die Entdeckung des Transistors 1956 den Nobelpreis für Physik erhielt. Er verließ noch im selben Jahr die *Bell Labs* in New Jersey und gründete in Mountain View seine eigene Firma, das *Shockley Semiconductor Laboratory*. Shockley holte junge Absolventen kalifornischer Universitäten in seine neu gegründete Firma, weil es ihm nicht gelang, alte Kollegen aus New Jersey an die Westküste zu locken. Sein neues *Laboratory* organisierte der charakterlich wohl nicht ganz einfache Shockley noch allzu autoritär. Aus Protest verließen 1957 acht junge Entwickler Shockleys ihrerseits das Unternehmen und gründeten

Fairchild Semiconductors. Fairchild wurde zum kalifornischen Gegenbild zu Shockleys Ostküstenmuff. «Man war absolut kooperativ,» erinnerte sich Jay T., einer der «Traitorous Eight» an den Flow in den ersten Jahren des jungen Unternehmens. «Es gab keinen echten Chef, wir hatten wöchentliche Meetings, in denen wir gemeinsam entschieden, wie es weiterging.»⁴ Wie *Fairchild* hatten viele der neuen Unternehmen eine Tendenz zu projektbasierter Organisation.

Margaret Mead und die kleine Konferenz

Schon früh reflektierten die neuen Akteure ihre Organisationsformen selbst. Eine wichtige Rolle kam hierbei den *Macy Conferences* zu. Diese von der *Josiah Macy, Jr. Foundation* finanzierte Reihe interdisziplinärer Kolloquien, die sich vornehmlich mit der Wechselwirkung von Technologie und Gesellschaft beschäftigten, fand zwischen 1942 und 1960 jährlich statt. Ab 1954 widmeten sich die Treffen, an denen unter anderem die Größen der amerikanischen Geistes- und Sozialwissenschaften wie Robert J. Lifton, Gregory Bateson, Erving Goffman und Margaret Mead teilnahmen, mit selbstreflexiven Schleifen zur eigenen «Conference» den neuen sozialen Kommunikationsformen. Die sogenannten «Group Processes Conferences» erforschten, wie heterogene Gruppen zusammenarbeiten – und am besten kreative Energie entfachen können. Die *Macy Conferences* mit Mitschriften für ein Lesepublikum waren als Gegenentwurf zu etablierten, viel mehr abgeschlossenen Kommunikationsformen angelegt. Der neuen, partizipativen Kultur nach innen entsprach eine diametral entgegengesetzte Kommunikation nach außen, zur Regierung und zu den staatlichen Institutionen. Dies blieb in der Tech-Industrie im Silicon Valley seit Norbert Wieners öffentlicher Absage an den militärisch-industriellen Komplex eine Konstante.

Margaret Mead legte mit *The Small Conference* ein Buch vor, das irgendwo in der Mitte zwischen kleiner Theorie und praktischer Gebrauchsanleitung angesiedelt war. «Die Konferenzform beinhaltet immer auch eine besondere Aufmerksamkeit für den Prozess selbst.»⁵ Diesen «Prozess» begreift Mead als Kommunikationsprozess, für den Offenheit und «Unmittelbarkeit des

- 4 In: Silicon Genesis: Oral Histories of Semiconductor Technology. <https://exhibits.stanford.edu/silicongenesis/catalog/th149rh8375>
- 5 Margaret Mead: *The Small Conference: An Innovation in Communication*, Paris 1968, S. 6.

- 6 Ebd., S. 7 (Übersetzung vom Verfasser). Die «Learning Conferences», die Stewart Brand und die Gruppe um den Whole Earth Catalogue in den achtziger Jahren ausrichteten, waren den «Macy Conferences» nachempfunden. Hier begegneten sich unter anderem Meads Tochter Mary Catherine Bateson, Marvin Minsky von den MIT Labs. Aber auch hier fehlten staatliche Repräsentanten. Vgl. Fred Turner: *From Counterculture to Cyberculture*, Chicago 2006, S. 182.
- 7 Luc Boltanski, Ève Chiapello: *The New Spirit of Capitalism*, London, New York 2005, S. 112.

Austauschs» wichtiger seien als Struktur und Regeln. Diese «Unmittelbarkeit» beinhaltet für Mead die gesamte reale physische Präsenz: Auf Konferenzen stelle sich nicht nur die Frage, «wer Rederecht hat». Einlassungen, Kommentare und Beiträge können auch die gestische und mimische Ausdrucksform von «Änderungen der Haltung, Stirnrunzeln, Lächeln, Achselzucken» haben. Mead kontrastierte die Form der «kleinen Konferenz» an den Regularien und viel strenger formalisierten Standards der schriftlichen Kommunikation. «Statt der ordentlichen sequentiellen Entwicklung von Ideen, wie sie in geschriebenen Diskussionen passend sind, sind die Wechselseitigkeit in einer kleinen Konferenz so eigenmächtig und einzigartig, dass sie sich noch nie genau so ereignet haben und sich auch nie wiederholen dürften.»⁶ Mead betont zur Kennzeichnung der Konferenz in Präsenz die freie und spontane Entwicklung des Gesprächs ohne Außeneinwirkung von Regeln. All diese Sponti-Momente haben sich in der Diskussionslust des Silicon Valley erhalten – bis hin zum *Zoom-Meeting*.

Luc Boltanski und Ève Chiapello haben in ihrem Buch *The New Spirit of Capitalism* argumentiert, dass die «konnektionistische Logik» des Kapitalismus, die sich ihre Arbeiter flexibel, enthusiastisch, eigenständig, und jederzeit kommunikativ wünscht, eine Vereinnahmung der Kapitalismuskritik der studentischen Rebellion der sechziger Jahre darstelle.⁷ Im Silicon Valley wurde diese neue kritische Ressource aber schon lange vor der Studentenrebellion entdeckt, produktiv genutzt und zu Geld gemacht – zumindest in den von den Organisationsformen der alten Industrie sich emanzipierenden *Labs* und kommunikationsfreudigen Forschungsabteilungen der neuen Tech-Industrie. Die «konnektionistische Logik» in Gestalt einer durchlässigen Kommunikationskultur trug schon in den fünfziger Jahren bei den Halbleiterherstellern zum Gewinn bei – auch wenn davon nur ein kleiner Teil bei der produzierenden Belegschaft hängen blieb.

Die Asymmetrie der schönen neuen Arbeitswelt

Wer heute durch die Konzernzentralen Silicon Valleys läuft, dem fällt schnell auf, dass hier nicht mehr viel produziert wird. Die allgemeine Rasanz der digitalen Entwicklung, flankiert von der

eklatanten Wertsteigerung von Grundbesitz, haben dazu geführt, dass hier, anders als im Rust Belt oder an der Ostküste, keine verfallenden Fabrikanlagen und Ruinen von der vergangenen Zukunft eines Industriestandorts künden. Die Fertigungshallen von gestern sind längst planiert und in die *Office Parks* von heute verwandelt worden.

Von den 1940er Jahren bis in die 1980er Jahre war Silicon Valley ein Fabrikstandort, insbesondere für die Halbleiterindustrie. Die «fortschrittliche» kommunikationsintensive Arbeitskultur der verschiedenen *Labs* und Campusse war den Forschungs- und Entwicklungssparten der Konzerne vorbehalten. Man muss sich deren neue Arbeitswelt in direkter Nachbarschaft zu noch äußerst traditionellen, hierarchisch organisierten Konzernzentralen vorstellen, oft standen diese beiden Welten auch direkt nebeneinander in ein und derselben Firma. Die Forschungsabteilungen der Konzerne waren dezentral aufgebaut, arbeiteten projektbezogen, kommunikativ und ergebnisoffen. Die scharf segmentierten Herstellungssparten waren hingegen noch weitgehend *old school* und unterschieden sich in ihren Prozessen kaum vom Fordismus – dem Take-off des amerikanischen Industriekapitalismus nach dem Ersten Weltkrieg.

Die Historikerin Leslie Berlin hat dieser Asymmetrie am Beispiel von *Fairchild Semiconductor* nachgespürt. Die vor allem von Frauen verrichtete Arbeit der Fertigung und des ungemein aufwendigen und langwierigen Testens der Halbleiter verlief nach den Akkordvorgaben – *Fairchild* intensivierte diese sogar. Das Unternehmen experimentierte mit einer Automatisierung der Testprozesse und verlegte, nachdem diese Versuche nicht die erwünschten Resultate zeitigten, Teile der Produktion nach Hongkong – was im Silicon Valley einer kleinen Revolution gleichkam. Andererseits bemühte sich das Unternehmen unter seinem Mitgründer Bob Noyce um eine improvisatorische Arbeitskultur, die sich in einer hochkommunikativen Sitzungskultur ausdrückte – die nun ihrerseits Fragen aufwarf. «Das Hauptproblem im Moment», beschwerte sich ein Mitarbeiter, «ist die fast unendliche Zahl an Sitzungen, die für den Wissenstransfer (von einer Entwicklergruppe zur anderen) vonnöten sind. Es macht mir ehrliche Sorgen, dass unsere Transferprozedur komplett von

- 8 Leslie Berlin: Robert Noyce and Fairchild Semiconductor, 1957–1968, in: *Business History Review*, No. 75 (2001), S. 63–101.



Abb. 1
Die andere Geschlechterseite
der ewigen Sitzungen der
Forschungsabteilung –
Arbeiterinnen an den Werk-
bänken in der Herstellungs-
halle bei der Chipfertigung
für «Fairchild».

Meetings dominiert ist und dass jeder bei denen dabei sein muss, um auch ja seine Stelle zu schützen.»⁸ Der gestresste Forscher aus der «Research & Development»-Abteilung war aber eben nur die eine Seite der Medaille. Während dieser im Strudel ewiger Sitzungen zu verschwinden drohte, zeigen die Bilder aus dem Fertigungsalltag von *Fairchild Semiconductor* ein komplett durchautomatisiertes Arbeitsumfeld: Frauen in Arbeitskitteln, die je einzeln an ihren Bänken werkeln (*Abb. 1*).

Auch diese Asymmetrie ist unserem *Zoom*-Zeitalter nicht fremd. Im UX-Design der Software herrscht zwar auf der Screen-Oberfläche visuelle Gleichberechtigung unter den mit einander Kommunizierenden – Kachel neben Kachel. Aber im Niedriglohnsektor arbeiten auch hier Menschen – der *Tech-Support* im digitalen Maschinenraum. Noch stärker als die Servierdamen und Assistentinnen aus der untergegangenen feudalen Firmenkultur der Nachkriegsjahre, die in den Konferenzsälen Stift und Papier auf die Tische legten, Kaffee nachschenkten oder den Konferenzkeks bereitstellten, bleiben diese gänzlich unsichtbar. Auf diese visuelle «Auslöschung» der eigentlichen Hinterbühne – bei dem das Kamera-Icon immer ausgeschaltet bleibt – wurde im Silicon Valley lange hingearbeitet. Es ist da nur konsequent, dass *Zoom* diese allgemeine Tendenz in Software übersetzt hat.



Abb. 2
Männer mit Bärten und
langen Haaren, Fahrräder in
unaufgeräumten Büros –
die Computer-Nerds bei
XEROX PARC als Kopisten
der Gegenkultur.

Im Laufe der siebziger und achtziger Jahre wichen Fertigungsgebäude und verbliebene Obstplantagen entlang der Halbinsel von San Francisco langsam den Firmensitzen und Bürogebäuden, die auch heute noch das Bild dieses Landstrichs dominieren: Flache Mehrzweckbauten, umgeben von Parkplätzen und sporadischem Grün. Am Fall des *Palo Alto Research Center (PARC)* allerdings konnte man beobachten, wie sich selbst in dieser eher schmucklosen Architektur eine für «corporate America» eher untypische und eigenwillige Unternehmens- und Kommunikationsstruktur etabliert hat.⁹

9 Michael A. Hitzik: *Dealers of Lightning: Xerox PARC and the Dawn of the Computer Age*, New York 2009.

10 Stewart Brand: *Spacewar: Fanatic Life and Symbolic Death Among the Computer Bums*, in: *Rolling Stone*, 7. Dezember 1972.

Der Beatnik Stewart Brand und das Versprechen der Nerds

PARC wurde 1970 von der Firma *Xerox* (bekannt für Kopiergeräte) angelegt, um Entwicklern neue elaborierte Formen des Arbeitens zu ermöglichen. Stewart Brand, selbst ein alter Hippie des Küstenkollektivs *Merry Pranksters* um den Beat-Autor Ken Kesey, erkannte in dieser korporativen Andersheit eine Verwandtschaft mit der ihm vertrauten Gegenkultur. In einem Artikel 1972 für den *Rolling Stone* schrieb Brand, der «generelle Geist der Forschung» bei PARC sei «weg von Gigantomanie und Zentralisierung, hin zum Kleinen und Persönlichen, mit dem Wunsch, so viel Computerpower wie nur möglich in die Hände des Einzelnen zu legen.»¹⁰ Illustriert war der Artikel mit Bildern, die die Komplizenschaft der kommerziellen Kopisten-Firma mit der

Abb. 3
Sokratische Unternehmens-
dialoge auf Bean Bags.
Freigeister bei der Arbeit.



Zwanglosigkeit der Gegenkultur unterstreichen sollte: Fahrräder, abgestellt in Gängen und Büros, junge Männer mit langem Haar auf Bean Bags in einer Lounge (Abb. 2 und Abb. 3).

1976 zog PARC in den Komplex um, der das Forschungszentrum bis heute beherbergt. Auch heute ist der Gebäudekomplex umringt von kleinen Sitzgruppen, die zum Spaziergang und zur Unterhaltung im kleinen Kreis einladen. Ostentativ wird hier eine Sitzungskultur gepflegt, die so alt ist wie die sokratischen Dialoge und dennoch hier mit der exzentrischen Originalität zelebriert wird, in der freien Wirtschaft einigermaßen neu und innovativ zu sein. Der Geist der Exoten und selbsternannten Freigeister von PARC ist mittlerweile der einer ganzen Industrie geworden. Die meisten Meetings in den Unternehmen des Silicon Valley sind auch heute noch sogenannte «one-on-ones», Vieraugengespräche – und sie finden entweder in einem leicht einseharen Konferenzzimmer statt, auf Bean Bags oder eben, wie im Xerox PARC, direkt unter freiem Himmel.

Die proprietäre Polis als Arbeitscampus des 21. Jahrhunderts

In den letzten beiden Jahrzehnten wurden die einst strukturierten Flachgebäude im Valley schrittweise durch Campusse ersetzt. Von internationalen Stararchitekten wie Frank Gehry, Norman Foster und Rem Koolhaas gebaut, orientieren sie sich an

der Architektur des amerikanischen College Campus. Allerdings bemerkt der Besucher sofort, dass im Vergleich zu den meisten Universitäten die Gebäude ungleich gedrängter und nach außen abweisender angeordnet sind – im Fall von *Facebook* (früher war es das Hauptquartier von *Sun Microsystems*) sind ungefähr ein Dutzend Gebäude um eine Privatstraße angeordnet, die aber von außen nicht zugänglich ist. Das simulierte öffentliche Forum – die in College-Architektur gegossene Arena des Arguments, der Öffentlichkeit und der Transparenz – ist also für die Außenwelt unzugänglich und schwer einsehbar. Hier überlagert sich die «Universitätstypologie», wie Claudia Dutson schreibt, mit mehreren anderen sozialen Orten: «dem Forschungslabor, der Fabrik und dem Atelier.»¹¹ Dutson bezeichnet diese sich in Deliberation architektonisch hüllenden privatwirtschaftlichen Firmen scharfsinnig treffend – eine «proprietäre Polis» (Abb. 4).

Obwohl der Campus jeder Firma ein wenig anders aufgebaut ist, um die feinen Unterschiede der jeweils eigenen unternehmerischen Individualität zu markieren – *Googles* Campus zum Beispiel viel offener und weiträumiger ist als der von *Facebook* –, verkörpern sie alle ein gemeinsames Ideal. Die neuen Firmensitze sind flach, horizontal strukturiert, oft kreisförmig oder elliptisch miteinander verbunden – und haben nichts mehr gemein mit den linearen Hierarchien, die die Hochhauszentralen mit großzügigen Chefbüros samt Assistentinnen-Vorzimmer und Korridor der Finanzkonzerne in New York oder der Autokonzerne in Detroit einst abbildeten. Sie vermeiden Gesten der Zentralisierung wie etwa das dem CEO vorgesehene «Corner Office» – das nach innen nicht einsehbar war, aber mit Fensterfronten auf allen Seiten die Potenz des eigenen Unternehmens im Weitwinkelnblick nach außen repräsentierte: Ein Schauplatz in den Arbeitsplatzkomödien der achtziger Jahre. Dabei sind die auf Austausch, Rotation und ständige Kommunikation getrimmten, offenen Freiräume der neuen Campusse keineswegs absichtslos. Sie sind der Beton und Glas gewordene Anspruch einer neuen Sitzungskultur des Silicon Valley: horizontal, gleichberechtigt, eminent kommunikativ und für die Firma effizient und ökonomisch hochprofitabel.

Seit dem *lockdown* ist die «proprietäre Polis» nicht nur in Büros

11 Claudia Dutson: A Proprietary Polis, in: Architecture and Collective Life, London 2021.

12 Pierre Bourdieu: Le Sense Pratique, Paris 1980, S. 117.



Abb. 4
Die proprietäre Polis als
industrieller Komplex –
die Architektur des
Facebook-Campus.

und Unternehmen, sondern auch in vormalig ökonomiefernen Sphären der ganzen Welt eingezogen. Wir kennen sie mittlerweile aus dem wissenschaftlichen Leben selbst nur zu gut, sie ist Teil der *héxis corporelle* des Corona-Zeitalters geworden.¹² Ob bei *Zoom*, *Microsoft Meeting* oder anderen Portalen: Das egalitäre Kachel-Design kündigt von Gleichberechtigung und priorisiert Kommunikation auf Augenhöhe. Es suggeriert demokratisch, dass mehr Teilnehmer, mehr Stimmen in einer Sitzung automatisch ein Gutes sind – *Zoom*-Sitzungen sind amöbenhaft, unscharf und haben eine Tendenz zur Übergröße. Jeder, der dabei ist oder sich auch nur formal zugeschaltet hat, ist erst einmal Teil des Teams. «Break-Out Rooms» und die ewig proliferierenden «Hosts» – die *Conférenciers* des *Zoom*-Zeitalters – betonen das situative Moment, die ewige Projektemacherei.

Stewart Brands Interpretation der heimlichen Komplizenschaft der Firmenkultur am *Xerox Research Center* mit dem Sound der Subkultur hat das Verhältnis von Technologie, Kommunikation und Selbstorganisation der Firmen neu geordnet. Bei Mead war es noch die *Small Conference* mit Teilnehmern in Realpräsenz, die Kommunikation über Technologie ermöglichte. Bei Brand war es bereits genau umgekehrt. Die Technologie ermöglichte bei ihm neue Kommunikationsformen, die Generierung

von Spontanität und die weltweite Vernetzung. «Bis jetzt habe», schreibt Brand 1972 im *Rolling Stone* an einer Stelle, «ihr Umfang und ihr Preis Computer nur für reiche und mächtige Institutionen prädestiniert, die sie verständlicherweise vor allem für Buchhaltung, Sortieren und Kontrolle eingesetzt haben.» Noch sei der Computer die Stimme «unumstößlicher Autorität».¹³ Aber der egalitäre Gebrauch der Computer bei den *Nerds* lasse das hoffnungsfrohe Zukunftszeichen aufblitzen, wie «Computer bei den Menschen ankommen» könnten. Es waren die *Nerds* bei *PARC*, die den Beatnik hoffen ließen, dass der Computer nicht eine autoritäre Maske etablierter Machtstrukturen bleiben würde – so das Versprechen am Anfang der siebziger Jahre.

Für Stewart Brand waren die Pioniere des Silicon Valley, schrieb Evgeny Morozov vor ein paar Jahren im *New Yorker*, «Rebellen» einer ganz spezifischen Art: sie waren «Hacker».¹⁴ Sie «hackten» nicht nur Technologie, sondern auch institutionelle Kommunikationsformen. Damit trugen die *Nerds* zur Verflüssigung vormals statischer sozialer Organisationsformen aus der alten Welt bei: «Tausendmal berührt / Tausendmal ist nix passiert». Subkutan wurde der Liaison von Wirtschaft und Wissenschaft, Kommunikation und Kapital die Bühne bereitet. «Und es hat Zoom gemacht.»

13 Vgl. Brand: Spacewar.

14 Evgeny Morozov: Making It, in: The New Yorker, 13. Januar 2014.

Das stille Örtchen

- 1 Mark Jenner: Sawney's Seat. The Social Imaginary of the London Bog-house c. 1660–c.1800, in: Bowels, bellies and entrails in the eighteenth century, hg. von Rebecca Anne Barr, Sylvie Kleiman-Lafon und Sophie Vasset, Manchester 2018, S. 101–127.

In Sitzungen werden kleine oder große Geschäfte abgewickelt. Angesichts dieser Ergebnisfixierung überrascht es nicht, dass es eine semantische Nähe zwischen Sitzungen, etwa in Vereinen, Parlamenten oder Unternehmen, und dem Gang zur Toilette gibt: Beiden Fällen liegen ähnliche Vorstellungen von erfolgreichen organischen Prozessen zugrunde. Das ist kein Spezifikum der Moderne und kein Phänomen, das sich auf einen Sprachraum beschränkt. Im England des 18. Jahrhunderts erledigte man sein *office* oder seine *duty* auf einem *house of office*, *necessary house* oder schlicht *privy*. Dass das wichtigste politische Gremium im Königreich, der *Privy Council*, zu Deutsch Geheimer Rat, namensgleich mit dem stillen Örtchen war, sorgte schon zeitgenössisch für Spott. In der 1801 erschienenen Karikatur «A privy Council» befinden sich drei Damen in einer recht speziellen Sitzung: Zwei Frauen sind auf einer Latrine in ein politisches Grundlagengespräch vertieft, während die dritte die beiden zur Eile drängt: «When you are finished Ladies – I should be happy to be permitted to make a motion.» Dabei kann die «motion» durchaus doppeldeutig als Antrag, aber auch als Bewegungen des Darms verstanden werden (*Abb. 1*).

Gewisse begriffliche Doppeldeutigkeiten zwischen Latrinen und politischen Institutionen werden auch im «Political Bog-house» von 1784 aufgegriffen.¹ Diese Karikatur nutzt das seit den 1740er Jahren populäre antischottische Motiv des *Sawney in the Boghouse* – des Highlanders, der mit den Finessen und feinen Codes englischer Zivilisation nicht vertraut ist und mit beiden Beinen in der Latrine steht (*Abb. 2*). Hier dient es als Seitenhieb gegen den Whig Charles James Fox. Nachdem ihm sein Sitz im Parlament in seinem eigentlichen Wahlbezirk Westminster 1784 aus politischen Gründen aberkannt worden war, ließ er sich kurzerhand für die schottischen Orkneyinseln ins Parlament wählen. Entsprechend ist er auf der Karikatur halb als Schotte, halb als Engländer abgebildet, mit einem Bein in der Latrine und einem außerhalb: «I have a Right to two Seates in the House, but damn me if I know how I shall get into the other ...»

Die Latrine und die mit ihr assoziierten Handlungen und Stoffe waren ein beliebtes Symbol, um über das Geheime, Niedere und Verborgene zu rasonieren. Entsprechend *en vogue* waren ska-



Abb. 1
«And pray Ma'am what is your Opinion of Affairs in general?» Große politische Lage auf «A Privy Council», Karikatur, 1801.

talogische und latrinale Metaphern in der englischen Printkultur des 18. Jahrhunderts. Als Sitzungsort zeichnet sich die Latrine allerdings durch einige Besonderheiten aus. Im Unterschied zu anderen Sitzungen und im Gegensatz zum «Privy Council» von 1801 handelt es sich beim Gang auf die Latrine selten um ein kommunikatives und interaktives Ereignis, sondern im Wortsinne um ein *Privy*, eben ein privates, stilles Örtchen. Die Zeit auf der Latrine ist aber nicht nur zweckgebunden, sondern bietet zugleich auch Ruhe und Muße für andere Aktivitäten – die mitunter ja auch von Teilnehmern auf öffentlichen Sitzungen unter und über den Bänken gepflegt werden. Der Umgang mit Papier und Papieren spielt in beiden Fällen eine zentrale Rolle.

Abb. 2
Zu den Finessen der
Geschäftsordnung der
englischen Örtchen.
«The Political Bog-House»,
Karikatur, 1784.



- 2 Letter No. 1486, from London, 11 December, O.S., 1747, in: *The Letters of Philip Dormer Stanhope 4th Earl of Chesterfield*, Bd. 3, hg. von Bonamy Dobree, London 1932, S. 244.
- 3 Andreas Urs Sommer: Zur «Geschichtsphilosophie» in Bayles *Dictionnaire historique et critique*, in: *Die Philosophie in Pierre Bayles Dictionnaire historique et critique*, hg. von Lothar Kreimendahl, Hamburg 2004, S. 79–94.
- 4 *The Observer* Vol. III, Numb. 86, 7.–10. Februar 1705, Sp. 2.
- 5 *Tristram Shandy's bon mots, repartees, odd adventures, and humorous stories*, printed for E. Cade, London 1760, pag. 1.

Lord Chesterfield empfahl seinem Sohn 1747, das Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden.² Er solle dem Beispiel eines Gentlemans folgen, der immer eine handliche Pocket-Ausgabe des Horaz dabei hatte. Wenn «the call of nature obliged him to pass in the necessary house», las er ein paar Oden und schickte sie anschließend als Toilettenpapier «down as a sacrifice to Cloacina [...]». Doch nicht jedes Buch taugte zur Klolektüre für eine Sitzung von sieben oder acht Minuten. Akademische Schwarzen und überhaupt schwere Bücher («of a grave sort») seien eher weniger geeignet. Lateinische Dichter oder aber Lexika wie das *Dictionnaire historique et critique* von Pierre Bayle könnten hingegen mühelos in Häppchen gelesen werden und eigneten sich daher besonders gut als Lektüre.

So nützlich die Klolektüre auch ist, so ausdeutbar ist sie eben auch. Und so werden Chesterfields Lektüreempfehlungen von Bayle-Experten bis in die Gegenwart als unerträgliche Abwertung interpretiert.³ Um das Schmähpotenzial von Klolektüre wussten schon Chesterfields Zeitgenossen. 1702 hieß es im *Observer*, dass jakobitische Pamphlete nicht einmal als Toilettenpapier («bum-fodder») taugten, da die Leute Angst hätten, davon Hämorrhoiden zu bekommen.⁴ 1760 wurden hingegen *Tristram Shandy's bon mots* damit beworben, dass (verglichen mit Tristram Shandy) Cervantes, Rabelais oder Swift lediglich «bum-fodder» produzieren würden.⁵

Auch Cato, der Anonymus der 1723 erschienenen *Serious and Cleanly Meditations Upon a House of Office*, kann sich dem Schmähpotenzial der Klolektüre nicht entziehen, wenngleich aus einer eher existenziellen Perspektive. Beim morgendlichen Gang auf eine der öffentlichen Latrinen Londons wundert sich Cato, was der Grund menschlicher Existenz sei: «Do all his Pursuits tend only to encrease these Stenches, and swell this noisome Profundity? Alas, for nothing else!»⁶ In der Latrine müssen sich am Ende die Ausscheidungen des Körpers ebenso wie die des Geistes dem gleichen Schicksal unterwerfen. Und so landen irgendwann ebenso Johannes Duns Scotus' *Opera Omnia, A new Almanack for the Year 1723*, Vergils *Aeneis*, *the Half-Penny Post*, *Robinson Crusoe* und nicht zuletzt Catos eigene Werke im Orkus.

Die *Meditations* werden bisweilen Jonathan Swift zugeschrieben, dem ewigen Meister des exkrementellen Humors. In der Tradition von Rabelais hatte dieser Satyr des Örtchens eine Vorliebe dafür, das komplizierte Verhältnis von Natur und Kultur, von Geist und Körper, über Skatalogie zu vermitteln. Anders als bei Rabelais geht es Swift nicht um das notwendige Akzeptieren des Natürlichen, sondern um die Relativierung menschlicher Kultiviertheit und Zivilisiertheit im Kontrast zu seinen niederen Ausscheidungen.⁷

Aber es gibt auch Hoffnung: Je schlechter der Geruch, so Cato, desto höher die Lust am Reimen. Und so endet seine Abhandlung mit einigen eigenen Versuchen auf dem Gebiet der Toilettenpoesie: «If SMELL of T[ur]d makes WIT to flow, L[or]d what would Eating of it do!» Der gleiche Ort, der jeden Tag gelehrtes Wissen in seinen Abgründen verschlingt, wird somit auch zum Sitz der Musen.

Die Toilettensitzung ist im 18. Jahrhundert vieles: Notwendiges Übel, eine Brücke zwischen dem Hohen und dem Niederen, aber auch Ort der Muße, der ungestörten Lektüre und nicht zuletzt der Poesie. Bei all der kulturellen Ausdeutung und latrinalen Diversität bleibt es aber am Ende dabei: Entscheidend ist, was hinten rauskommt.

- 6 Serious and Cleanly Meditations Upon a House of Office. Dedicated to the Goldfinders of Great Britain. By Cato. To which is added, The BOG-HOUSE, a POEM in Imitation of Milton, London 1723, pag. 2.
- 7 Vic Gatrell: *City of Laughter. Sex and Satire in Eighteenth-Century London*, London 2006, S. 186–187.

Bildnachweis: Abb. 1: Three women having a discussion in a latrine. Coloured etching (1801), © Wellcome Library. – Abb. 2: The Political Bog-house (1784), © The British Museum, Prints and Drawings.

Essay

CHRISTOPH SCHÖNBERGER

Sitzen für die Demokratie

Die Plenarsitzung zwischen Debatte und Staffage

- 1 Charlotte Klonk: Revolution im Rückwärtsgang. Der 6. Januar 2021 und die Bedeutung der Bilder, Köln 2022.

Alles scheint Routine zu sein. In regelmäßigen Abständen treten Parlamente zu Sitzungen zusammen, debattieren, beschließen Gesetze und verabschieden Beschlüsse. Als anthropologische Universalie treten gerade auch in den Plenarsälen die typischen Begleiterscheinungen aller Sitzungen auf: Wichtigkeit, Langeweile, Vertagung. Bei näherem Hinsehen ist indes nichts davon selbstverständlich. Das schläfrige Publikum wird daran kurz erinnert, wenn sich plötzlich in der «Tagesschau» im Parlament von Honduras Abgeordnete balgen oder der Mob in Washington das Kapitol stürmt.¹ Man mag sich auch das Urbild aller Militärputsche in Erinnerung rufen, den 18. Brumaire Napoleons im November 1799. General Joachim Murat gebot damals seinen Grenadieren, unter Trommelwirbeln den Rat der Fünfhundert aufzulösen, der in der Orangerie des Schlosses von Saint-Cloud westlich von Paris zusammengetreten war: «Foutez-moi tout ce monde-là dehors.» In diesen Momenten höchster Gefahr wird erst vollauf deutlich: Das eigentliche zivilisatorische Fundament der Demokratie ist die Sitzung.

Von den Mönchen zu den Parlamentariern

Die parlamentarische Plenarsitzung ist ein ebenso anspruchsvolles wie prekäres Unternehmen. Kulturhistorisch handelt es sich um ein junges Phänomen. Ursprünglich saß nur der Herrscher auf seinem Thron, während das Volk einen Stehplatz innehatte.

In Europa entwickelte sich gemeinsames Sitzen zunächst bei den Mönchen, im Chorgestühl der Klosterkirchen, bevor es in der Reformation die Gläubigen im Gottesdienst erreichte und in Kontinentaleuropa schließlich seit der Französischen Revolution die Parlamentarier.² Diese abendländische Stufenfolge einer wachsenden Ausweitung des Sitzens hatte Großbritannien besonders früh durchlaufen und mit der parlamentarischen Sesshaftigkeit bereits in der frühen Neuzeit begonnen. Nicht zufällig hatten die Abgeordneten des House of Commons dabei auch physisch den Platz der Mönche eingenommen, als sie seit 1547 über drei Jahrhunderte hinweg im Chorgestühl einer früheren Kapelle tagten. Der König hatte die prächtige gotische St Stephen's Chapel, die architektonisch der Sainte Chapelle in Paris nacheiferte, dem Unterhaus zugewiesen, als der Westminsterpalast nach dem Tod Heinrichs VIII. nicht länger als königliche Residenz genutzt wurde.³

Demokratie als stuhlgebundene Herrschaft

In Kontinentaleuropa blieb das Sitzen der damaligen Ständevertreter hingegen bis zur Französischen Revolution prekär. Noch im Sitzungssaal der Generalstände, der Salle des Menus-Plaisirs in Versailles, durften die knapp 1200 Abgeordneten im Epochenjahr 1789 zunächst nur auf unbequemen Hockern ohne Rückenlehne sitzen, weil das Hofzeremoniell es nicht erlaubte, dass man in Anwesenheit des Königs auf Stühlen mit Lehne komfortabel Platz nahm.⁴ Das Recht, in Gegenwart des Königs auf einem Sitzhocker ohne Lehne zu sitzen, dem sogenannten *Tabouret*, war unter den Verhältnissen des Ancien Régime bereits ein besonderes Privileg, denn ursprünglich hatten im Zeitalter des französischen Absolutismus die Höflinge allesamt stehen müssen.

Im Jahr 1789 war die Ermüdung durch die unbequemen Sitzgelegenheiten des alten Frankreich ein Faktor in der raschen Radikalisierung des Dritten Standes. Der Abgeordnete Joseph-Ignace Guillotin, der als Arzt die «ungesunde» Sitzweise in der Salle des Menus-Plaisirs beklagte und die Handlungsmöglichkeiten der Revolutionäre wenige Jahre später auch durch das nach ihm benannte Fallbeil erweiterte, sorgte als Sekretär der Nationalver-

- 2 Hajo Eickhoff: Himmelsthron und Schaukelstuhl. Die Geschichte des Sitzens, München, Wien 1993, S. 93 ff., 148 ff.
- 3 J. P. D. Cooper: The Elizabethan House of Commons and St Stephen's Chapel Westminster, in: *Parliamentary History* 38 (2019), S. 34–59.
- 4 Zur anfänglichen Saalanordnung der Generalstände im Mai 1789: Pierre Pinon: *La Salle des États Généraux à Versailles*, in: Pierre Pinon, Patrick Brasart, Claude Malécot (Hrsg.): *Des Menus Plaisirs aux Droits de L'Homme*, Paris 1989, S. 13–74.

- 5 Gustave Rouanet: Les débuts du parlementarisme français, in: *Annales Révolutionnaires* 8 (1916), S. 173–211 (182 f.).
- 6 Zum menschenfreundlichen Anspruch der Guillotine Angela Taeger: *Die Guillotine und die Erfindung der Humanität*, Stuttgart 2016.
- 7 Eickhoff: *Himmelsthron und Schaukelstuhl*, S. 156.
- 8 Hermann Heimpel: Sitzordnung und Rangstreit auf dem Basler Konzil. Skizze eines Themas, in: *Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen*, München 1994, S. 1–9 (2 f.).

sammlung bereits Ende Juli 1789 dafür, dass die Abgeordnetenbänke Rückenlehnen bekamen.⁵ Humanität des Sitzens und Humanität des Tötens gingen bei den Revolutionären Hand in Hand, versprach doch auch Guillotins Tötungsmaschine, dass das Opfer nichts anderes spüre als ein «Gefühl erfrischender Kühle».⁶ Was das Parlament anging, begnügte man sich aber nicht allein mit Doktor Guillotins bequemeren Sitzmöbeln. Die Revolution wurde vielmehr rasch zu einer Revolution des gesamten Sitzungsraums, die es den Abgeordneten überhaupt erst erlaubte, miteinander zu beraten. Hajo Eickhoff, dem wir eine *Geschichte des Sitzens* verdanken, hat diese demokratiekonstitutive Bedeutung des Sitzens zugespitzt formuliert: «Die Demokratie ist eine an den Stuhl gebundene Form der Herrschaft, in der alle zu thronenden Königen werden und an Einrichtungen des politischen Lebens teilnehmen.»⁷

Sitzordnung unter Gleichen

Dass die Bürger allesamt im politischen Leben zu thronenden Königen werden, ist freilich bis heute ein anspruchsvolles Versprechen geblieben. Nirgendwo wird das Problem so anschaulich wie in den parlamentarischen Plenarsälen, die eine Versammlung von Gleichen physisch organisieren müssen. Denn die gemeinsame Präsenz im Sitzungsraum zwingt unausweichlich dazu, die Teilnehmer räumlich zueinander ins Verhältnis zu setzen. Im Ancien Régime waren derartige Zusammenkünfte die Gelegenheit, soziale Rangverhältnisse durch ein subtiles Geflecht von Bekleidungsetiketten, räumlicher Platzierung und feinen Konventionen zum Ausdruck zu bringen. Was die Positionierung im Raum anging, folgte man dabei zumeist drei schlichten Codes: Oben ist besser als unten, vorne ist besser als hinten, rechts ist besser als links.⁸ Anders liegen die Dinge hingegen seit der Französischen Revolution, weil in den Parlamentssälen seither als Abgeordnete Personen zusammentreffen, denen untereinander der gleiche Status zusteht. Seit 1789 stellt sich daher die Frage, wie die Platzierung im Verhandlungsraum der gleichen Freiheit aller Abgeordneten untereinander Rechnung tragen kann.

Für Kontinentaleuropa bestimmend geworden sind dabei die Elemente, die sich in Frankreich in den Jahrzehnten nach der Re-

volution herausgebildet haben: das Sitzen im Halbkreis mit gegenüberliegendem Rednerpult und die Platzierung der Abgeordneten nach dem Rechts-links-Schema. In Deutschland hat man diese französische Egalitätsarchitektur freilich nur halbherzig rezipiert und schwächt sie bis heute durch Hierarchisierungselemente ab.

Der halbe Stuhlkreis als Egalitätsarchitektur

In den ersten Revolutionsjahren hat man in Frankreich mehrere Jahre lang experimentiert, um eine Form des Sitzungsraums zu finden, die den praktischen Bedürfnissen wie der Seh- und Hörbarkeit des Redners und der Übersichtlichkeit für das Präsidium ebenso Rechnung trugen wie der Gleichrangigkeit aller Abgeordneten.⁹ In Nachahmung des Anatomischen Theaters, das seinerseits an die Theaterarchitektur der Antike anknüpfte, nahmen die Abgeordneten schließlich seit dem Mai 1793 im umgebauten Theater des Pariser Tuilerienschlosses in einem Halbkreis mit ansteigenden Sitzreihen Platz, dem das Präsidium mit der erhöhten Rednertribüne gegenüberlag.¹⁰ Dieses Sitzarrangement der ersten französischen Republik – die den König im August 1792 aus dem Tuilerienschloss vertrieben und ihn im Januar 1793 hingerichtet hatte – wurde seit 1798 auch in den Sitzungssaal des Palais Bourbon übernommen und strahlte in der Folge auf ganz Europa und die Welt aus. Es war Gleichheitsarchitektur im fundamentalen Sinn. Denn durch die halbkreisförmige Anordnung der Plätze und das Ansteigen der Sitzreihen gab es keine räumlich ausgezeichneten Abgeordnetenplätze mehr. Das dem Plenum gegenüberliegende erhöhte Rednerpult verstärkte diese egalitäre Wirkung, konnte doch jeder Abgeordnete ungeachtet seines Sitzplatzes gleichermaßen aus dieser erhobenen Position zu allen seinen Kollegen sprechen (*Abb. 1*).

Freie oder feste Sitzplätze?

Die Egalisierung kam überdies darin zum Ausdruck, dass den Parlamentariern keine festen Sitzplätze mehr zugewiesen wurden. Aus der Frühzeit der Französischen Revolution wird denn auch berichtet, dass einzelne Abgeordnete der Nationalversammlung ihren Platz während der Sitzung häufiger wechselten,

- 9 Patrick Brasart: *Paroles de la Révolution. Les Assemblées Parlementaires 1789–1794*, Paris 1988, S. 17 ff.
- 10 Jörg Traeger: *Der Tod des Marat. Revolution des Menschenbildes*, München 1986, S. 46 ff.; Ludger Schwarte: *Philosophie der Architektur*, München 2009, S. 318 ff.
- 11 Jean-Philippe Heurtin: *L'espace public parlementaire. Essai sur les raisons du législateur*, Paris 1999, S. 161 ff.



Abb. 1
Freie Platzwahl im Halbkreis:
Das egalitäre politische
Theater der ersten Französische
Republik im umgebauten
Pariser Tuilerienschloss,
1793.

um sich unterschiedliche Eindrücke zu verschaffen.¹¹ Mit der freien Sitzplatzwahl kam es allerdings zugleich – gruppenspezifisch naheliegend und vertraut aus jeder Schulklasse – dazu, dass sich Abgeordnete zusammensetzten. Faktoren wie das Bedürfnis nach vertrauter Umgebung, informellen Tuschelpartnern, emotionaler Bestätigung, Konformität im Abstimmungsverhalten und Unterscheidung von anderen wirkten dabei zusammen. Die freie Sitzplatzwahl bedeutete daher seit ihren Anfängen faktisch die Entscheidung für ein Sitzen der Abgeordneten in unterschiedlichen Gruppen. Nachdem für diese Gruppenbildung anfangs zunächst landsmannschaftliche Nähe maßgeblich war, begannen die Abgeordneten der französischen Nationalversammlung bereits seit dem Sommer 1789, sich zunehmend nach politischen Auffassungen zu sortieren.

Die entsprechenden politischen Gruppierungen gerieten in den Jahren der Schreckensherrschaft 1793/94 allerdings rasch in tödliche Auseinandersetzungen miteinander. Das erschöpfte Frankreich der Thermidorianer reagierte darauf seit 1795 damit, dass es die freie Wahl der Sitzplätze wieder abschaffte. Den Parlamentariern wurden nun monatlich durch Losentscheid feste Sitzplätze zugewiesen, die sie danach nicht mehr wechseln durf-

ten. Das entsprechende Dekret regelte in großer Detailgenauigkeit, wie die Abgeordneten jeden Monat aus einer Vase, die am Eingang des Sitzungssaals aufgestellt wurde, ein Los mit der Nummer ihres Sitzplatzes zu ziehen hatten.¹² Mit dieser Reaktivierung des antiken Losprinzips, die in der Revolutionszeit immer wieder im Gespräch war, um Ausschüsse möglichst vielfältig zu besetzen und Korruption vorzubeugen,¹³ sollte Gruppenbildung und Näheverhältnissen unter den Abgeordneten räumlich entgegengewirkt werden. War das Los grundsätzlich durchaus eine bedenkenswerte Technik, um Perspektivenvielfalt in Gremien zu sichern, sank es in dieser Verwendung indes lediglich zu einem negativen Instrument der Isolierung der Abgeordneten voneinander herab. Faktisch bildete die 1795 erzwungene Vereinzelnung der Abgeordneten denn auch nur den Auftakt zu deren dauerhafter Knebelung unter der autoritären Herrschaft Napoleons.

Die Erfindung von «Rechts» und «Links» in der Sitzordnung

Seit der Restauration der Bourbonen 1814/15 und der Etablierung einer verfassungsmäßig beschränkten Monarchie unter der «Charte constitutionnelle» ging man in Frankreich hingegen wieder auf Dauer zur freien Sitzplatzwahl über und ermöglichte damit erneut, dass sich Abgeordnete innerhalb des Halbkreises in gemeinsam sitzenden Gruppen zusammenfanden. In der Chambre des députés, die nach dem Zwischenspiel der «Hundert Tage»-Herrschaft Napoleons neu gewählt wurde und im Oktober 1815 im Palais Bourbon zusammentrat, kam es erstmals dazu, dass sich die Abgeordneten der «Rechten» von denen der «Linken» durch die Wahl der Sitzplätze absonderten.¹⁴ Mit dieser Rechts-links-Verteilung der Parlamentarierplätze wurde Frankreich wiederum bis heute beispielgebend für fast alle europäischen Parlamente. Den Hintergrund dafür bildete die erdrückende Mehrheit royalistisch-gegenrevolutionärer Abgeordneter aus der französischen Provinz, welche die Wahl im Sommer 1815 in die Kammer gespült hatte. Während Ludwig XVIII. seinen gerade erst zurückgewonnenen Thron durch die Beibehaltung vieler Errungenschaften der Revolution wie etwa der bürgerlichen Rechtsgleichheit festigen wollte, waren viele der 1815 gewählten

- 12 Décret du 28 Fructidor An III (= 14. September 1795, d. V.) concernant l'ordre des délibérations et la police du Corps Législatif, abgedruckt in: Roger Bonnard: Les Règlements des Assemblées Législatives de la France depuis 1789, Paris 1926, S. 164 ff.
- 13 Hubertus Buchstein: Demokratie und Lotterie. Das Los als politisches Entscheidungsinstrument von der Antike bis zur EU, Frankfurt/M. 2009, S. 204 ff., 207 ff.
- 14 Emmanuel de Waresquiel: Penser la Restauration 1814–1830, Paris 2020, S. 133 ff.; Bernhard Mönch: Der politische Wortschatz der französischen Restauration in Parlament und Presse, Bonn 1960, S. 54 ff.

- 15 Ursula Deitmar: Die Bedeutung von Rechts und Links in theologischen und literarischen Texten bis um 1200, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 98 (1969), S. 265–292; Hans-Werner Goetz: Der «rechte» Sitz. Die Symbolik von Rang und Herrschaft im Hohen Mittelalter im Spiegel der Sitzordnung, in: Symbole des Alltags, Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, Graz 1992, S. 11–47.
- 16 Fabian Rausch: Konstitution und Revolution. Eine Kulturgeschichte der Verfassung in Frankreich 1814–1851, Berlin 2019, S. 65 ff.

konservativen Abgeordneten ganz im Gegenteil royalistischer als der König und bestrebt, das Rad der revolutionären Geschichte zurückzudrehen. Es war nun gerade diese für die konstitutionelle Monarchie zutiefst irritierende Situation einer gewählten Kammer, die einen widerstrebenden König zu gegenrevolutionärem Handeln antreiben wollte, welche den Rechts-links-Gegensatz in der Sitzordnung hervorbrachte. Denn nach der langen Zeit, in der die Parlamentarier unter Napoleon zu schweigender Zustimmung verurteilt gewesen waren, traten in der 1815 gewählten Kammer durch Reden und Abstimmungen die Gegensätze zwischen den gegenrevolutionären Konservativen und den Liberalen rasch in aller Schärfe hervor. Gerade wegen des vorsichtigen Lavierens des Königs und seiner Regierung organisierten sich die gegenrevolutionären «Ultras» dabei besonders früh, um ihre Durchschlagskraft in der Kammer zu erhöhen.

Nach kurzen Unsicherheiten am Anfang, als die Abgeordneten sich ähnlich wie einst 1789 in Versailles zunächst noch nach Herkunftsregionen gruppiert hatten, wirkte sich dieser Organisationsgrad auch räumlich aus. Die «Ultras» nahmen wie selbstverständlich gemeinsam die Plätze zur Rechten des Parlamentspräsidenten ein. Dabei wirkte noch die traditionelle kulturelle Privilegierung der rechten gegenüber der linken Seite nach. Sie wurzelte körperlich in der Rechtshändigkeit der meisten Menschen und war im christlichen Europa schon allein deshalb selbstverständlich gewesen, weil bereits das apostolische Glaubensbekenntnis den Sohn zur Rechten des Vaters sitzen ließ.¹⁵ Im Frankreich der frühen Restaurationsjahre wirkte diese Tradition noch umso stärker deshalb nach, weil Ludwig XVIII. die Sitzungsperiode der Kammern damals mit einer feierlichen Thronrede im Palais Bourbon eröffnete, wo zu diesem Zweck jeweils eigens dort, wo sich im parlamentarischen Alltag die Plätze für das Präsidium und den Redner befanden, ein erhöhtes Thronpodium für König und Hof aufgebaut wurde.¹⁶ Die «Ultras» saßen daher auch im Palais Bourbon immer noch ein wenig zur Rechten des Königs und nahmen die Plätze ein, die für sie die höchste Ehre und Auszeichnung bedeuteten. Diese Auszeichnung gab der integrale Halbkreis indes architektonisch kaum noch her, da er nicht klar zwischen rechter und linker Seite unterschied und

bereits räumlich eine breite Mitte nötig machte, die sich dieser Unterscheidung gerade entzog.¹⁷ Aus dem überkommenen Ehrenplatz wurde im Halbkreis daher rasch eine Differenzierung der Abgeordneten nach politischen Richtungen, die diese räumlich danach verteilte, wo sie nach Fremd- wie Selbstzuschreibung zwischen «Reaktion» und «Fortschritt» standen. Die Rechts-links-Differenz in der Horizontalen stand unvermeidlich von vornherein im Horizont politischer Gleichheit.¹⁸ Paradoxerweise waren es denn auch gerade die gegenrevolutionären «Ultras» – mit Chateaubriand als glanzvollstem Vertreter –, die in Frankreich in den Jahren 1815/16 als Erste für das parlamentarische Regierungssystem, die Abhängigkeit der königlichen Regierung vom Vertrauen der Parlamentsmehrheit, eintraten und dieses auch in Broschüren und Flugschriften erstmals theoretisch durchdachten.¹⁹ Die rechte Hand des Königs emanzipierte sich im Halbkreis von ihrem Herrn.

Der deutsche Weg zum Halbkreis

In den deutschen Plenarsälen tat man sich mit der räumlichen Realisierung von Gleichheit und Freiheit der Abgeordneten hingegen seit dem Übergang zur konstitutionellen Monarchie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sehr schwer. Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts setzte sich für die Sitzordnung der Abgeordneten das französische Modell von Halbkreis, freier Sitzplatzwahl und Sitzordnung nach politischen Richtungen in Orientierung am Rechts-links-Schema auf breiter Front durch. Zuvor folgten die Plenarsäle der deutschen Einzelstaaten in ihrer räumlichen Ausgestaltung zunächst noch häufig dem Rechteck der älteren Ständeversammlungen mit mancherlei Ungleichbehandlung zwischen den Abgeordneten. Mit den erhöhten Plätzen für die Vertreter der monarchischen Regierungen, die nicht selten abseits des Plenums an der Seite des Präsidiums angesiedelt wurden, gab es ohnehin weiterhin ein starkes räumliches Hierarchieelement, das im Pariser Urbild fehlte.²⁰

Auch dort, wo man bereits nach französischem Vorbild zum Halbkreis überging, bedeutete das nicht automatisch auch die freie Wahl der Sitzplätze. So legte etwa die Verfassung Württem-

- 17 Siehe dazu Philipp Manow: Im Schatten des Königs. Die politische Anatomie demokratischer Repräsentation, Frankfurt/M. 2008, S. 33 f.
- 18 Vgl. Joachim Raschke: Die Erfindung von Links/Rechts als politisches Richtungsschema, in: Bürgersinn und Kritik. Festschrift für Udo Bernbach zum 60. Geburtstag, Baden-Baden 1998, S. 185–206.
- 19 J. A. W. Gunn: When the French tried to be British. Party, Opposition and the Quest for Civil Disagreement 1814–1848, Montreal 2009.
- 20 Zur Eigenart der Regierungsplätze in den deutschen Plenarsälen Christoph Schönberger: Auf der Bank. Die Inszenierung der Regierung im Staatstheater des Parlaments, München 2022.

- 21 Robert von Mohl: Das Staatsrecht des Königreiches Württemberg, Bd. 1, 2. Aufl. Tübingen 1840, S. 723 Anm. 9.
- 22 Julius von Wickedede: Vergleichende Charakteristik der Ständeversammlungen in Baiern, Württemberg, Baden und Hessendarmstadt, mit Bezug auf die letzten Landtage derselben, in: Konstitutionelle Jahrbücher, Bd. 5 (1847), S. 254–312 (S. 299 f.).
- 23 Helmut Kramer: Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, Berlin 1968, S. 50 ff.

bergs von 1819 auch für die gewählte zweite Kammer im Stuttgarter «Halbmondsaal» eine genaue Sitzreihenfolge nach Ständen und Lebensalter fest. In anderen Ländern wie Bayern und Sachsen orientierte man sich wiederum am älteren französischen Vorbild der Thermidorianer und loste den Abgeordneten ihre Sitzplätze im Plenum zu. Auf unterschiedliche Weise verfolgten die Regierungen damit den Zweck, die Gruppenbildung unter den Parlamentariern zu erschweren. Altliberale Professoren wie Robert von Mohl unterstützten sie dabei, sahen sie doch allein auf diesem Weg das freie Mandat gesichert. So hieß es bei Mohl zu den entsprechenden Bestimmungen in Württemberg:

«Die Bestimmung der Sitzordnung der Ständeversammlung ist keineswegs ein zu kleinlicher Gegenstand für eine Verfassungs-urkunde, indem dadurch die äußere Abscheidung der politischen Parteien verhindert wird. Eine Vermischung der Angehörigen verschiedener Ansichten wird der Leidenschaftlichkeit weniger Gegenstand und weniger Halt geben, als eine geschlossene Masse derselben. Es wird auch dem Einzelnen erleichtert, seiner Überzeugung in den Fällen zu folgen, in welchen er von der Meinung oder von den Beschlüssen seiner Partei abweicht ...»²¹

Diese Versuche, politische Gruppenbildung unter den Abgeordneten durch die Sitzordnung zu erschweren, waren freilich nur mäßig erfolgreich. So führte die Zuteilung fester Sitzplätze durch Losentscheid in München dazu, dass sehr viele Abgeordnete dort während der Sitzungen der zweiten Kammer ihre Plätze verließen und in Gruppen im Sitzungssaal umherstanden, um sich während häufig sehr langatmiger Reden frei miteinander unterhalten zu können.²² In Baden, wo das französische Vorbild am stärksten wirkte, kombinierte man das Sitzen im Halbkreis hingegen bereits ab 1843 mit der freien Sitzplatzwahl und der sich daraus rasch ergebenden Sitzordnung der Parlamentarier nach dem Rechts-links-Schema.²³ Dem folgten dann auch die Paulskirche und schließlich der Reichstag des Bismarckreichs, der seit der Errichtung seines ersten provisorischen Sitzungssaals an der Leipziger Straße in Berlin im Sommer 1871 im Halbkreis tagte.

Reste der älteren Versuche, die Gruppenbildung unter den Abgeordneten räumlich zu erschweren, hielten sich aber noch in der Institution der sogenannten Abteilungen, denen nach französischem Vorbild alle Abgeordneten zu Beginn der Wahlperiode zugewiesen wurden. Diese ausgelosten sieben Abteilungen hatten förmliche Befugnisse bei der Wahlprüfung und der Besetzung der Ausschüsse. Aufgrund der Existenz der Abteilungen waren die Plätze im Plenarsaal des Reichstags in sieben Keile unterteilt. Tatsächlich übernahmen deren Rolle aber auch im Reichstag von Anfang an die Fraktionen, und die Sitzordnung folgte ungeachtet der Abteilungsstruktur dem Rechts-links-Schema, bevor die Abteilungen schließlich nach der Revolution von 1918 auch förmlich abgeschafft wurden.

Die starke Stellung der Fraktionen im Parlament war in Deutschland längst fest etabliert, als man nach 1918 von der konstitutionellen Monarchie zur parlamentarischen Demokratie überging. Anders war es etwa noch in der Dritten Republik in Frankreich, wo sich im Palais Bourbon aufgrund der organisatorischen Schwäche der Parteien ein größerer Individualismus der Parlamentarier behaupten konnte.²⁴ Trotz oder gerade wegen einer bereits fest verankerten parlamentarischen Praxis, die durch den Übergang zum Verhältniswahlrecht mit Listenwahl nach 1918 noch verstärkt wurde, gab es auch im Deutschland der Weimarer Republik Nostalgie für die älteren räumlichen Techniken der Betonung des freien Mandats, die sich mit einer verbreiteten Parteienskepsis vermischte. So erinnerte der nationalkonservative Staatsrechtler Heinrich Triepel in einer Berliner Rektoratsrede im Jahr 1927 mit unverkennbarer Sympathie an die frühere Zuteilung von Sitzplätzen in den Plenarsälen und beklagte den großen Einfluss der politischen Parteien in den Parlamenten.²⁵

Ungleichheitselemente im Plenardesign des Bundestages

Im Deutschen Bundestag knüpfte man 1949 an die Sitzordnung des Reichstags an. Dabei wurde freilich die Betonung der Gleichheit der Abgeordneten durch die Saalarchitektur eher abgeschwächt. Denn im Sitzungssaal des Reichstags, der auch räumlich nur halb so groß war wie der Plenarsaal des Bonner Bundeshauses, waren die Reihen ähnlich wie im Pariser Palais

- 24 Nicolas Rousselier: *Le Parlement de l'éloquence. La souveraineté de la délibération au lendemain de la Grande Guerre*, Paris 1997.
- 25 Heinrich Triepel: *Die Staatsverfassung und die politischen Parteien. Rektoratsrede am 3. August 1927 in der Aula der Berliner Universität*, Berlin 1928.
- 26 Zum Kontrast Kurt Peschel: *Der Sitzungssaal der großen Parlamente*, in: *Neue Stenographische Praxis* 9 (1961), S. 1–16 (5 ff.).



Abb. 2
Der Klassensaal der Bonner
Republik mit «Fetter Henne».
Plenarsaal im Bundeshaus
nach dem Umbau, 1953.

Bourbon nach Art eines Amphitheaters stark angestiegen, so dass die Abgeordneten in den hinteren Reihen durch ihre Erhöhung für die ohnehin vergleichsweise geringe Entfernung von Präsidium und Rednerpult entschädigt wurden. In Bonn stiegen die Sitzreihen hingegen kaum noch an und waren auch nur noch wenig gekrümmt.²⁶ Es entstand so ein Saal, der einem traditionellen Klassenzimmer ähnelte. Hierdurch entstand ein merklicher Kontrast zwischen vorderen und hinteren Plätzen, eine räumliche Hierarchisierung zwischen Vorder- und Hinterbänkern (*Abb. 2*). Im heutigen Sitzungssaal im Reichstagsgebäude, den der Bundestag im Jahr 1999 bezogen hat, sind die Abgeordnetenreihen wieder stärker gebogen; sie steigen aber weiterhin nur schwach an, so dass der Saal in Kombination mit der Weite des Raums immer noch merklich Elemente einer Klassenzimmerarchitektur aufweist. Besonders plastisch zeigt sich die entsprechende räumliche Hierarchisierung auch in der Praxis, fraktionslosen Abgeordneten – wie auf einer Strafbank – Einzelplätze in der letzten Sitzreihe zuzuweisen, was ihre Relegation und Isolation besonders hervorhebt.

Im Übrigen hat der Bundestag 1949 an die Sitzordnung des Weimarer Reichstags angeknüpft und verteilt die Abgeordneten weiterhin in der Abfolge der Fraktionen nach dem Rechts-links-Schema, mag dieses auch an Erschließungskraft verlieren, wenn sich allzu viele Parteien um die «Mitte» balgen. Die genaue Platzierung der jeweiligen Fraktionen wird dabei üblicherweise durch einvernehmliche Übereinkünfte im Ältestenrat geregelt. Das Problem der Sitznachbarschaft zur AfD-Fraktion hat diesen traditionellen Konsens aber im Dezember 2021 aufgebrochen. Der Bundestag fasste zum ersten Mal einen förmlichen Beschluss über seine Sitzordnung und wies die Plätze neben der rechts außen sitzenden AfD-Fraktion gegen deren erbitterten Widerstand der Unionsfraktion zu.²⁷ Feste Sitzplätze innerhalb der jeweiligen Fraktionen gibt es hingegen seit September 1986 nicht mehr. Während einer Sitzung kann jeder Abgeordnete daher innerhalb seiner Fraktion jeden beliebigen freien Platz einnehmen. Lediglich für die Mitglieder des Fraktionsvorstands und die Parlamentarischen Geschäftsführer sind Plätze in den vorderen Bänken reserviert. Die starke Prägung der Sitzordnung durch die Fraktionen zeigt das fortbestehende Spannungsverhältnis an, das zwischen dem durch die Verfassungen seit der Französischen Revolution garantierten freien Mandat der Abgeordneten als «Vertreter des ganzen Volkes» und deren Einbindung in ihre Partei und Fraktion besteht.

Alles nur Theater?

Es ist nun auch gerade diese in der Massendemokratie unvermeidliche Einbindung der Abgeordneten in Parteien und Fraktionen, welche die parlamentarische Plenarsitzung zu einem äußerst ambivalenten Phänomen macht. Denn in der Parteiendemokratie ist die Plenarsitzung regelmäßig nicht der Ort, wo die Entscheidungen fallen, sondern vielmehr vorbereitete Entscheidungen förmlich verabschiedet und öffentlich gerechtfertigt oder kritisiert werden. Das gilt zumal unter den Bedingungen eines parlamentarischen Regierungssystems, in dem die Regierung durch die Parlamentsmehrheit ins Amt gebracht und von ihr getragen wird. Unter diesen Bedingungen verlagert sich die eigentliche vorbereitende Beratung naturgemäß zumeist in

27 Christoph Schönberger: Der rechte, rechte Platz ist leer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17. Dezember 2021, S. 13.

- 28 J. F. Volrad Deneke: Das Parlament als Kollektiv, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 109 (1953), S. 503–531 (510 ff., 524 ff.).
- 29 Wilhelm Hennis: Zur Rechtfertigung und Kritik der Bundestagsarbeit, in: Festschrift für Adolf Arndt zum 65. Geburtstag, Frankfurt/M. 1969, S. 147–162.
- 30 Erving Goffman: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969.
- 31 Paul Friedland: Political Actors. Representative Bodies and Theatricality in the Age of the French Revolution, Ithaca (N.Y.) 2003.
- 32 Roger Willemsen: Das Hohe Haus. Ein Jahr im Parlament, Frankfurt/M. 2015.
- 33 Theodor Heuß: Der Parlaments-Ausschuss, in: Jahrbuch für politische Forschung, Bd. 1, 1933, S. 129–150 (S. 135).

Koalitionsrunden, Fraktionsarbeitsgruppen und Parlamentsausschüsse. Angesichts von Vorabsprachen und stabilen Koalitionsmehrheiten sind die förmlichen Entscheidungen im Plenum regelmäßig vorhersehbar.

Das kann als solches nicht überraschen. Die Plenardebatte hat vielmehr eine andere kommunikative Funktion gewonnen. Sie richtet sich nicht mehr in erster Linie an die Parlamentarier selbst, sondern an die Bevölkerung.²⁸ Die Akteure der Regierungsmehrheit versuchen, den Wählern ihre Entscheidungen verständlich zu machen, diejenigen der Opposition ihre Kritik daran. Beide tun sich mit dieser Aufgabe der Plenarsitzung allerdings in Deutschland seit jeher besonders schwer.²⁹ Die Abgeordneten dokumentieren das schon durch ihr eigenes Verhalten und bleiben dem Plenum in großer Zahl fern. Die übliche Erklärung dafür, man arbeite eben unermüdlich in anderen, zumeist nicht-öffentlichen Sitzungen, kann nicht recht befriedigen. Denn entweder besitzt das Plenum eine wichtige kommunikative Funktion, dann kann es diese nur erfüllen, wenn die Abgeordneten daran auch teilnehmen. Oder es erfüllt diese nicht, dann darf sich niemand darüber wundern, dass nicht nur die Abgeordneten selbst, sondern auch die Bürger diesem Geschehen nur eine geringe Bedeutung beimessen. Das eigentliche Problem der deutschen Plenarsäle ist nicht, dass dort lediglich Theater gespielt wird und die eigentlichen Entscheidungen hinter den Kulissen fallen. Theatralität ist eine selbstverständliche Dimension aller menschlichen Interaktion³⁰ und prägt in besonderer Weise die demokratische Politik seit der Französischen Revolution.³¹ Die deutschen Plenarsäle leiden vielmehr daran, dass die dortige Inszenierung zumeist von äußerst dürftiger Qualität ist und den Zuschauer, für den allein sie doch eigentlich noch aufgeführt wird, nur selten zu fesseln vermag.³² Theodor Heuß hat schon in der Weimarer Zeit beklagt, die deutschen Volksvertretungen seien «meist eine Schaustellung mit schlechter Regie und oft mäßigen Akteuren»,³³ und auch ein wohlwollender politischer Theaterzensent unseres Parlaments wird heute kaum anders urteilen. Man mag zur Erklärung auf die geringe Tradition politischer Rhetorik in Deutschland verweisen oder die Übermacht bürokratisch-schriftlicher Kommunikation. Man mag die Verla-

gerung der politischen Debatte in Foren außerhalb der Parlamente anführen, gestern in die Talkshows, heute mehr und mehr in die sozialen Medien. Aber es gäbe durchaus Möglichkeiten, dem offenkundigen Bedeutungsverlust des Plenums stärker entgegenzuwirken. Dazu könnte eine Sitzordnung gehören, welche die Regierung nicht wie im Bundestag in ein unbeteiligtes Abseits setzt, sondern sie wie in Frankreich oder Italien dem Redner Auge in Auge gegenüberstellt. Ebenso würde eine häufigere und weniger steife Befragung des Bundeskanzlers und der Ministerinnen und Minister der Bundesregierung im Plenarsaal, wie sie viele andere Länder von Großbritannien über Frankreich bis Kanada wie selbstverständlich praktizieren, dem Bundestag eine stärkere öffentliche Aufmerksamkeit sichern.³⁴ Die Aussichten für derartige Reformen sind freilich äußerst gering, weil die deutschen Politiker – zumal diejenigen in der Regierung – sich in den eingeübten Arrangements kommunikativer Unterforderung behaglich eingerichtet haben und das Risiko stärkerer rhetorischer Spontaneität im Plenarsaal scheuen wie der Teufel das Weihwasser. Die schwindende Bedeutung des Plenums ist für das Parlament indes gefährlich. Denn in der Plenarsitzung mit ihrer Kombination von Entscheidung und öffentlicher streitiger Auseinandersetzung darüber durch gewählte Abgeordnete liegt die eigentliche Rechtfertigung der parlamentarischen Demokratie. Wird diese Sitzung in der Tendenz auf einen Registrierungsapparat mit angeschlossener Speaker's Corner müder Laienredner reduziert,³⁵ kann sie nicht länger jene demokratisch unverzichtbare Bedeutung haben, welche die Abgeordneten des Dritten Standes einst in der Salle des Menus Plaisirs dem König abgetrotzt haben. Angesichts der weltweiten Krise der Demokratie ist die Revitalisierung der parlamentarischen Plenarsitzung eines der Mittel, um zu verhindern, dass irgendwann ein postdemokratischer Nachfolger von General Murat die Volksvertreter zwar vielleicht nicht mit Trommelwirbel aus dem Plenarsaal vertreibt, sie aber doch zeitgemäß still und leise zur reinen Kulisse degradiert.

- 34 Zum Vergleich Heike Baddenhouse-Lange: Die «Question Period» im kanadischen Unterhaus, die Befragung der Bundesregierung im Deutschen Bundestag und die «Questions au Gouvernement» in der französischen Nationalversammlung, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 28 (1997), S. 29–45.
- 35 Vgl. Willemsen: Das Hohe Haus, S. 88.

Bildnachweis: Abb. 1: Wikimedia commons. – Abb. 2: Foto: Lichtbildatelier Schafgans, Bonn.

FRANK REXROTH

Rückkehr nach Reims

Was 1148 nicht dahintersteckte

- 1 Zu Otto von Freising Joachim Ehlers: *Otto von Freising. Ein Intellektueller im Mittelalter*, München 2013. Vgl. auch vom Verfasser: *Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters*, 2. Aufl. München 2019.
- 2 Otto von Freising und Rahewin: *Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica*, hg. v. Franz-Josef Schmale, 3. Aufl. Darmstadt 1986, Buch IV, 14, S. 543, 2 (künftig OF).
- 3 Jürgen Miethke: *Theologenprozesse in der ersten Phase ihrer institutionellen Ausbildung: Die Verfahren gegen Peter Abaelard und Gilbert von Poitiers*, in: *Viator* 6 (1975), S. 87–119.

Der 1158 gestorbene Bischof Otto von Freising steht uns in erster Linie als Geschichtsschreiber vor Augen, als Verfasser zweier Werke, die das menschliche Treiben einem gelehrten, auf philosophische Abstraktion zielenden Zugriff unterziehen sollten.¹ Wissenschaftliche Geschichtsschreibung, das war nach den Begriffen der Zeit eigentlich ein hölzernes Eisen, denn menschliches Treiben ist bunt und unberechenbar, und von Wissenschaft verlangte man, dass sie Kategorien und Verallgemeinerungen erarbeitete. Die Verantwortung, die man sich damit aufbürdet, scheint Otto bedrückt zu haben, insbesondere dann, als er seinen Tod kommen spürte. Doch obwohl er Zeuge strahlender politischer Momente wie schlimmer militärischer Niederlagen gewesen war, setzte er die Vertrauten an seinem Sterbebett ausgerechnet darauf an, seine Schilderung der Umstände zu überprüfen, die sich während einer dreitägigen Sitzung in Reims in den letzten Märztagen des Jahres 1148 zugetragen hatten, einer Sitzung, an der er gar nicht selbst teilgenommen hatte und bei der es eigentlich um nichts gegangen war als um eine Reihe von Lehrsätzen zur Trinität.²

Dieses Thema war selbstverständlich keine Petitesse. Trinitarische Probleme führten immer wieder zu Konflikten, daher rechnet man die Reimser Sitzung des päpstlichen Rats auch zu den frühen Urteilsprüchen gegen theologische Lehren.³ Allein, es kam in diesem Fall nichts Greifbares heraus. Kein Buch wurde verbrannt, kein öffentlicher Widerruf stand an, und kein Autor wurde in Klosterhaft genommen wie Jahre zuvor im Fall Peter

Abaelards. Der Beschuldigte Gilbert Porreta, ein großer Theologe und zugleich Bischof von Poitiers, zog anschließend seiner Wege, versöhnte sich mit seinen Anklägern, bewahrte aber seinen Groll gegen deren prominentesten Verbündeten, Abt Bernhard von Clairvaux. Bernhards Angebot nach Beendigung des Verfahrens, sich doch noch einmal auszusprechen, schlug Gilbert mit dem Dilettantismus-Ekel eines Fachgelehrten aus: Bevor man sich noch einmal über die Fragen von Reims austausche, solle der Abt von Clairvaux erst einmal seine Wissensgrundlagen aufbessern. Vorher sei alles weitere Reden zwecklos.⁴

Ohne zu übertreiben, kann man sagen, dass die Sitzung an der Wende vom März zum April 1148 ausgegangen ist wie das Hornberger Schießen: *dimissa est in dubio*, heißt es in einem der Berichte.⁵ Eher zum Zweck der Gesichtswahrung als der sachlichen Klärung hatte man weiche Beschlüsse gefasst. Soweit es eben ging, ließ die Reimser Versammlung die Dinge am Ende in der Schwebe, begnügte sich mit der Feststellung, dass die streitenden Parteien ja eigentlich gar nicht so weit voneinander entfernt seien, «da jene [die Gilbertgegner, F.R.] erklärten, die Wesenheit sei Fleisch geworden, aber im Sohn, er dagegen, die Person des Sohnes sei Fleisch geworden, doch nicht ohne seine Wesenheit».⁶ Damit konnte man leben – anderswo wurden zur selben Zeit Lehren wie die verbreitet, dass es in Wirklichkeit zwei Götter gebe, einen bösen und einen guten, dass Satan neben Gott stehe und nicht unter diesem.⁷

Die Schwierigkeiten, die man mit Gilberts Äußerungen hatte, rührten daher, dass Theologen sich bereits in der dritten Generation sprachlogischer Methoden bedienten, wenn sie von ihren Gegenständen handelten, dass sie deshalb scheinbar selbstverständliche Begriffe wie «Natur», «Person», «Wesenheit» oder auch «das Einzelne» so scharf definierten und derart subtile Gebrauchsunterscheidungen vornahmen, dass die Unterschiede die gängigen Vorstellungen vom dreieinigen Gott überlagerten und für Uneingeweihte wie Blasphemien klangen. Ihre Vertreter, so Otto von Freising, übertrugen ihre Ansichten über Wörter und Begriffe unvorsichtigerweise auf die Theologie, behandelten religiöse Streitfragen als Sprachprobleme und Herausforderungen des logischen Schließens – ein veritabler *linguistic turn* im frühen

- 4 John of Salisbury: *Historia pontificalis*, hg. v. Marjorie Chibnall, London 1956, cap.12, S. 226 (künftig JS). Zum «Ekel» des Fachgelehrten vor dem Dilettantenwissen Hans Cymorek: Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1998, S. 307.
- 5 Paul Fournier: *Un adversaire inconnu de Saint Bernard et de Pierre Lombard*, in: *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* 47 (1886), S. 394–417, hier S. 405. Das Datum ist nicht genau zu ermitteln. Am plausibelsten scheint der 28. bis 30. März.
- 6 OFI, 62, S. 261, 4.
- 7 Malcolm C. Barber: *The Cathars. Dualist Heretics in Languedoc in the High Middle Ages*, Harlow 2013.

- 8 Werner Robl: das Konzil von Sens 1141 und seine Folgen (2003), <http://www.robl.de/abaelard/sens1141.pdf> (zuletzt 12.05.2022).
- 9 OF I, 50, S. 225, 14.

12. Jahrhundert, der je nach Temperament und Milieuzugehörigkeit begeisterte oder Angst machte. Solange diese neue Theologie eine Sache gewesen war, die auf intime Vortragssituationen zwischen einem Lehrer und seinen Schülern begrenzt blieb, hatten kirchliche Amtsträger durch die Finger gesehen und sich mit abfälligen Bemerkungen über das Treiben dieser *scholastici* begnügt, über Worthuberei und intellektuelle Hybris. Wenn die Besucher der Schulen aber derartige Dinge aus dem Hörsaal trugen, dann war eine Grenze überschritten. Ab etwa 1140 fühlten sich Männer wie Bernhard von Clairvaux verpflichtet einzuschreiten.

Diese Dynamik war es, die 1141 einen Prozess gegen Peter Abaelard in Gang gesetzt hatte, und sie war es, die auch jetzt hinter der Klage gegen Gilbert von Poitiers stand. Anders als der schillernde Abaelard war dieser aber ein betont würdiger, gründlichst gebildeter Mann, dem man bedenkenlos ein Bischofsamt übertragen hatte, eine Respektperson durch und durch, eigentlich über jeden Zweifel erhaben. Dennoch hatten es zwei seiner eigenen Archidiakone für nötig befunden, ihn wegen seiner öffentlichen Bemerkungen zur Trinität anzuklagen. Und weil Abt Bernhard von Clairvaux 1141 die Lehrverurteilung gegen Peter Abaelard herbeigeführt hatte, hatten sich die beiden Kläger an diesen gewandt und um seine Unterstützung gebeten.⁸

Da der Bischof von Poitiers einen so guten Leumund hatte, hatten schon die Zeitgenossen viel stärker als sieben Jahre zuvor den Eindruck, dass hier nicht ein Mann vor Gericht stand, sondern eine Art, Wissenschaft zu treiben. Mit Bernhard hatten die beiden Kläger einen «Fanatiker» für ihre Sache gewonnen, der «aus angeborener Sanftmut gewissermaßen leichtgläubig» war,⁹ der aber eine unnachahmliche Gabe besaß, jedes Gegenüber von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. So trafen in der Versammlung zwei im Grunde unanfechtbare Personen aufeinander, ein charismatischer Vertreter einer zugänglichen, auf Emotion und Verstand zielenden Gottesbetrachtung und ein distanzierter Exponent einer voraussetzungsreichen Wissenschaft, die jahrelanges akribisches Studium erforderlich machte, wenn man begreifen wollte, worum es überhaupt ging. Neutrale Beobachter des Konflikts fragten sich, ob Gilbert denn tatsächlich falsche Dinge lehrte, oder ob man es nicht doch mit einer neuen

Art von Sprache zu tun hatte, einem Jargon, den nur Eingeweihte verstanden. Gilbert sagte jedenfalls vieles, «was nicht mit den allgemeinen Ansichten der Menschen übereinstimmte».¹⁰

Ein erster Versuch, die Sache zu klären, war im Vorjahr bei einer Versammlung in Paris gescheitert. Die Kläger hatten sich auf Gilberts Kommentar zur Boethius-Schrift über die Trinität bezogen, doch dann hatte man eingestehen müssen, dass diese Schrift der Versammlung überhaupt nicht vorlag. Das mag kein Zufall gewesen sein, denn die Kläger in Verfahren wie diesem versuchten ihr Vorgehen zunehmend auf selbst gefertigte Listen inkriminierter Lehrsätze zu stützen statt auf die betroffenen wissenschaftlichen Werke selbst, dies brachte ihnen einen strategischen Vorteil.¹¹ Doch 1147 wurde die Tatsache, dass man den Autor Gilbert nicht mit seinem eigenen Werk konfrontieren konnte, als Versäumnis der Klägerpartei angesehen. Papst Eugen III., dem die ganze Angelegenheit unangenehm war, vertagte die Verhandlung auf das Konzil von Reims 1148. Sicher zum Missvergnügen der italienischen Kardinäle, die ihn begleiteten, hatte er gesagt, eine solche Sache müsse in Frankreich verhandelt werden, weil es dort mehr Gelehrte gebe.¹²

Das Konzil von Reims selbst, das am 21. März 1148 begann, hob sich zunächst nicht aus der Abfolge der üblichen Kirchenversammlungen hervor. Ob sich der Aufwand für die Angereisten lohnte, ist fraglich, denn die Beschlüsse von Reims waren an Konventionalität kaum zu überbieten: Man darf nicht mit Exkommunizierten verkehren, Priester dürfen nicht heiraten, Nonnen sollen in ihren Konventen bleiben, statt herumzuziehen; all das war «little more than the lifeless repetition of previously promulgated canons».¹³ Ob man sich wenigstens an den Ereignissen am Rand des Konzils schadlos halten konnte? Der greise Erzbischof von Trier trat mit einer solchen Pracht auf, dass er den örtlichen Metropolitanden damit in den Schatten stellte. Besonderes Aufsehen («dass alle Mund und Augen aufrissen») erregte seine lederne und mit feinstem Leinen ausgeschlagene Sänfte. Wer so anreiste, beanspruchte natürlich den ersten Sitzplatz beim Papst –, mit dem Effekt, dass die eigenen Leute von den Männern des Ortsbischofs verprügelt wurden. Der greise Mann aus Trier drohte, das Bistum Reims mit Krieg zu überziehen.¹⁴

10 JS 8, S. 15; OF I, 49, S. 222, 29.

11 Jürgen Miethke: Mittelalterliche Theologenprozesse, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 131 (2014), S. 262-311, hier: S. 276.

12 OF I, 49, S. 225, 9.

13 Ebd., S. 58.

14 Balderich: Die Taten des Erzbischofs Albero von Trier, in: Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, hg. v. Hatto Kallfelz, 2. Aufl. Darmstadt 1986, S. 543-617, hier: S. 599.

- 15 Nicholas M. Haring: The Writings against Gilbert of Poitiers by Geoffrey of Auxerre, in: *Analecta Cisterciensia* 22 (1966), S. 3–83, hier: S. 6 f. mit Anm. 25.
- 16 Frank Rexroth: Fehlritte. Otto von Freising, der Prozess gegen Gilbert von Poitiers und die Kontingenz der sozialen Kommunikation, in: Frank Becker u. a. (Hg.): *Ermöglichen und verhindern. Vom Umgang mit Kontingenz*, Frankfurt/M. 2016, S. 83–116.
- 17 OF I, 54, S. 239, 16.

Nach einer Woche war die Pflichtübung in der Reimser Kathedrale vorbei, und der eigentlich interessante Teil folgte: der Prozess gegen Gilbert. In einem viel exklusiveren Kreis in einem *cubiculum* des Tau-Palastes (ein T-förmiger Bau, die griechische Sprache, die kaum einer verstand, galt als chic) begann die dreitägige Verhandlung über Gilberts Aussagen zur Trinität. Den ersten Vortrag der fraglichen, möglicherweise häretischen Sätze in dessen Werk hatte der Papst einem Prämonstratenserabt namens Gottschalk übertragen, aber der zeigte sich in jeder Hinsicht überfordert, wohl wegen eines nicht überwundenen Schlaganfalls.¹⁵ Also nahm sich Bernhard dieser Aufgabe an und rückte damit auch formell in die Position des Hauptklägers ein. Gilbert selbst, der früh das Wort hatte, hatte von seinen Unterstützern zahlreiche Bücher herbeitragen lassen, aus denen er lange und ausführlich zitierte. Das war ermüdend, machte aber trotzdem Eindruck, und die Klägerpartei musste sich verspotten lassen, weil sie abermals nur mit einem Zitatenzettel erschienen war. In der Nacht vom ersten zum zweiten Tag bedienten sich ihre Anhänger daher bei den Reimser Bibliotheken, um nicht wie Halbgebildete dazustehen, und ab Tag zwei konnten sie mit den Gilbertinern mithalten, jedenfalls was die symbolischen Kapitalien höherer Gelehrsamkeit anbelangt. Anwesend waren auf der Klägerseite durchaus große Gestalten der zeitgenössischen Wissenschaft, doch von ihnen und seinen Schülern einmal abgesehen, redete der Beklagte über die Köpfe der Anwesenden hinweg, den Richter-Papst eingeschlossen.

Die Berichte davon, wie sich die Debatte fortbewegte, widersprechen sich im Detail, zeigen aber, dass lokutionäre Ausrutscher und ad-hoc-Wortmeldungen von Anwesenden, die glaubten, in die Debatte eingreifen zu müssen, die Positionen beider Parteien verschlimmbesserten und den Graben vertieften.¹⁶ Gelehrte unter den Klägern traten auf und bezeugten durch Eid, dass sie Gilbert dies und das hatten sagen hören – und andere «wunderten sich darüber, dass bedeutende, in Disputationen geübte Männer statt eines Beweises einen Eid vorbrachten».¹⁷ Offenbar war unklar, in welcher Art von Sitzung man sich da eigentlich befand: War das eine Ratssitzung oder eine Gerichtsversammlung? Oder doch vielmehr eine gelehrte Disputation?

Als die Kardinäle nach zwei Tagen genug hatten und verkündeten, dass sie am nächsten Tag zu einem Urteil kommen wollten, war die Bernhard-Partei alarmiert, denn das wies auf die Niederschlagung des Verfahrens hin. Also berief der Abt von Clairvaux nach Sitzungsende eine Sonderversammlung in sein Domizil ein, bei der unter seiner Anleitung ein antigilbertinisches Glaubensbekenntnis verfasst werden sollte. Jeder verstand, dass der Abt damit Druck auf Papst und Kardinäle ausüben wollte. Bernhard wollte ganz offenbar seine Autorität, sein Charisma und seinen persönlichen Einfluss in die Waagschale werfen, insbesondere den auf seinen ehemaligen Schüler, den Papst. Auch wusste jeder, dass sich in Reims eine Nebenöffentlichkeit bilden würde, wenn der berühmte Abt persönlich ein selbst verfertigtes *symbolum fidei* vortragen würde.

Die Kardinäle waren empört, denn damit war die Autonomie der Sitzung und zugleich ihre eigene Funktion als entscheidende Instanz in Glaubensdingen in Frage gestellt. Vorsorglich mahn-ten sie Papst Eugen, dies sei nicht die Zeit, um der Freundschaft zu seinem alten Lehrer Bernhard nachzugeben, und sie nahmen sich vor, dass sie den Franzosen auf der Klägerseite das Feld nicht kampflos überlassen würden. Ein denkwürdiger Moment während dieser Separatversammlung im Quartier des Abtes von Clairvaux war gekommen, als sich ein unbekannter und in der Hierarchie weit unten stehender Archidiakon zu Wort meldete und einen Satz aus Bernhards Glaubensbekenntnis als theologisch völlig unhaltbar bezeichnete. Selbstbewusst sagte er, er habe sieben Jahre lang bei den angesehensten Theologen studiert, und bevor er Bernhards Satz akzeptiere, lasse er sich lieber die Zunge herausschneiden.¹⁸

So kam es, dass bei der Schlusssitzung am folgenden Tag nichts Richtiges herauskam. Und doch arbeiteten sich Zeugen und Parteigänger jahrzehntelang daran ab, das zu verstehen, was hinter geschlossenen Türen eigentlich verhandelt worden war. Die, die Erzählungen der Vorfälle geben wollten, Otto von Freising, Johannes von Salisbury und Bernhards Sekretär Gottfried von Auxerre, griffen zu raffinierten narrativen Kniffen, um des Geschehens Herr zu werden, erzählten gegen die Chronologie, inserierten komplizierte theologische Exkurse, flochten Zweit-Hand-

18 Petrus Cantor: Zitiert bei Miethke: Theologenprozesse (1975), S. 108 Anm. 119. Dieser Mann namens Robert de Bosco wird wegen seines Auftritts häufig erwähnt.

- 19 Adhemar von St. Ruf (der Griechenlandreisende), Walter von St. Viktor (der Überzeugungstäter), Clarembald von Arras (der Ruffian) und Eberhard von Ypern (der Humorvolle).

lungen und asymmetrische Vergleiche in den Bericht ein, was auch ihren heutigen Lesern noch einiges an Aufmerksamkeit abverlangt. Andere widmeten forschend ihre Zeit der Aufarbeitung von «Reims». Ein Mann aus Valence soll 30 Jahre lang Bibliotheksreisen bis nach Griechenland unternommen haben, um Zitate aus unbekanntem Väterchriften zu verifizieren, die während der Sitzung gegen Gilbert angeführt worden waren. Er stellte fest: Die Bernhard-Partei hatte sich entweder geirrt oder geblufft. Andere steigerten die Polemik mit den Jahren sogar, verschrieben sich der Aufgabe, die Verbindung von Gotteswissenschaft und Dialektik ein für alle Mal zu kappen, oder wollten Gilbert posthum zumindest noch ein paar Tiefschläge mitgeben. Der humorvollste von ihnen schrieb ein unterhaltsames Dialogstück über zwei Greise, die sich über «1148» unterhalten.¹⁹

So entstanden Texte, die Gilberts Causa so behandelten, als hingen Wohl und Wehe noch ihrer eigenen Gegenwart davon ab, die Erinnerung an «Reims» geradezurücken. Die Verhandlungsparteien waren längst tot, aber es ging immer noch um etwas, das sich offensichtlich in den Fragen der Trinität nicht erschöpfte. Fest stand so viel: In Reims hatten sich keineswegs nur traditioneller Glaube und neue Wissenschaft gegenübergestanden, denn Gelehrte standen auf beiden Seiten, und auf der Klägersseite waren es besonders prominente, so etwa Walter von Mortagne, Petrus Lombardus, Theoderich von Chartres, Adam von Petit-Pont, Robert von Melun, große Geister und mit Sicherheit keine Ewiggestrigen oder Obskurantisten. Der Verdacht, dass sich in Reims die Kräfte der Beharrung gegen den geistigen Fortschritt aufgebäumt hätten, verbietet sich daher. Daher bleibt die offene Frage, heute wie ehemals: Was wurde an jenen drei Tagen im März 1148 tatsächlich verhandelt, als es vordergründig um schwierige Sätze über Vater, Sohn und Heiligen Geist ging? Was der Fall war, ist klar. Aber was steckte dahinter?

Man ist versucht, seinen eigenen Erfahrungen mit Versammlungen und Gremien zu folgen und anzunehmen, dass die treibende Kraft für die Dynamik von Sitzungen informell hinter oder unter der Tagesordnung liegt, dort, wo es ums Prestige, um schwelende Konflikte zwischen Parteien geht, die sich nicht offen zu erkennen geben können, von denen die Mehrzahl der

Anwesenden weiß, die aber nicht zur Sprache gebracht werden dürfen. Verfahren, so die reine Lehre, verfügen über ein hohes Maß an Autonomie und gelingen, weil die Beteiligten als Richter, Vorsitzende, Wähler, Abgeordnete, Kläger, Beklagte oder Sachverständige Rollen einnehmen, die von ihren übrigen Lebensumständen abgetrennt werden. Weil sie dank dieser Abstraktionsleistungen auch die unterlegene Partei zum Akzeptieren des finalen Beschlusses veranlassen, vertraut man ihnen. Der Verlierer, so heißt es dann, mag sich wohl ärgern, aber diese negative Energie verpufft wirkungslos im sozialen Raum. Entscheidend sind nämlich die Ergebnisoffenheit des Verfahrens und die Allgemeinverbindlichkeit seiner Beschlüsse.²⁰

All dies ist aber nicht mehr als ein Anspruch. Sitzungsteilnehmer machen die überzeitliche Erfahrung, dass Verfahren autonom scheinen und dass die Hintergründe, die Rivalitäten und Emotionen, die nichtbenennbaren Sorgen und Ansprüche jenseits der Sprechakte die treibenden Kräfte sein können. Sitzungen sind Orte, an denen beständig der Sack geschlagen wird, wo der Esel gemeint ist. Sitzungsvirtuosen sind Meister der Camouflage, der Kunst, hinter dem Evidenten das Eigentliche wahlweise zu verbergen oder aufzuspüren.

In diesem Fall gab es gleich mehrere solcher Hintergründe, und aus zweien von ihnen heraus scheint der Sitzungsverlauf ebenso verschwiegen wie wirkungsvoll gesteuert worden zu sein. Der erste kam außerhalb der regulären Sitzung auch durchaus zur Sprache: Italiener standen hier gegen Franzosen, die romzentrierte Papstkirche erwehrte sich des Machtzuwachses, den der französische Episkopat für sich geltend machen wollte, und dies in einer Zeit, in der sich die Île-de-France als das Zentrum der neuen Theologie etablierte und mehr und mehr kirchliche Spitzenkarrieren in ihren Schulen begannen. Über die Trinität war auch früher schon gestritten worden. Doch wurde unter den gegenwärtigen Bedingungen, als der zeitgenössische Wissenschaftsdiskurs seine Geltung beanspruchte, die Urteilskompetenz der Römer zum Problem, denn dafür war man mit einem Kardinalat nicht hinreichend qualifiziert. Wer nicht die Schulen von Paris, Chartres oder Laon besucht hatte, hatte es zunehmend schwer. Als die Kardinäle mit Papst Eugen alleine waren, sprachen sie aus,

20 Niklas Luhmann: Legitimation durch Verfahren, 3. Aufl. Frankfurt/M. 1993.

- 21 OF I, 61, S. 258, 2.
- 22 Suitbert Gammersbach: Gilbert von Poitiers und seine Prozesse im Urteil der Zeitgenossen, Graz 1959, S. 114–117. Zu Petrus von Wien und Hugo von Honau Volkhard Huth: Staufische «Reichshistoriographie» und scholastische Intellektualität. Das elsässische Augustinerchorherrenstift Marbach im Spannungsfeld von regionaler Überlieferung und universalem Horizont, Stuttgart 2004.
- 23 Constant J. Mews, Cédric Giraud: «Le Liber pancrisis», un florilège des Pères et des maîtres modernes du XII^e siècle, in: Archivum latinatis medii aevi 64 (2006), S. 145–192.
- 24 Rexroth: Fröhliche Scholastik, S. 148 (zu Laurentius, einem Schüler Hugos von St. Viktor).

was sich während der Sitzung selbst verbot: Denke daran, dass wir dich überhaupt erst zum Papst gemacht haben. Ohne uns wärst du irgendeine Privatperson. Jetzt wollen wir einmal sehen, wessen Freundschaft dir mehr wert ist. Dein Abt Bernhard steht im Bund mit der französischen Kirche, die Oberhoheit Roms steht auf dem Spiel. *Sed ecce Galli isti, etiam faciem nostram contempnentes* – sieh' doch, diese Gallier da behandeln uns selbst dann mit Verachtung, wenn wir persönlich anwesend sind.²¹

Der zweite Hintergrund betraf spezifische Vorbehalte gegen die wissenschaftlichen *scholae*, und zwar nicht nur, weil sie Produktionsstätten einer neuen Art von Wissen waren, sondern insofern sie überdies als ein wachsendes Netz der weiteren Wissensverbreitung dienten, als Medien zum Transport ihres Wissens. Wo Gilberts Hörer eigene Schulen gründeten, dort sahen die Gegner der Wissenschaft einen neuen Kopf der Hydra heranwachsen, in Wien etwa, wo sich ein Gilbertiner namens Petrus niederließ und in die Debatte eingriff, oder im Umkreis Friedrich Barbarossas, wo ein anderer namens Hugo untergekommen war.²² Konzepte des wissenschaftlichen Werks, des Oeuvres, der gelehrten Autorschaft waren erst im Entstehen, und so viel Aufsehen die Meinungen und Spekulationen einzelner Magister auch erregen mochten, so war ein wesentlicher Verbreitungsweg doch der über die mündliche Weitergabe durch die eigenen Hörer, über die Schülertexte samt den anonymen Vorlesungsmitschriften und über nachträgliche Sammlungen von Lehreraussagen (*collectiones*), die Schüler zur Ehre ihres *magister* über längere Zeit zusammentrugen.

Dieses Medium war selbst noch recht jung. Von der ersten Generation der neuen Schulen, von den um 1100 gestorbenen Magistern Bruno von Köln oder Manegold von Lautenbach, kennt man nichts Derartiges, und folglich weiß man von deren wissenschaftlichen Positionen so gut wie nichts. Erst in der zweiten Generation, der von Abaelards Lehrern Wilhelm von Champeaux oder Anselm von Laon (gestorben 1121 bzw. 1117), werden die Kollektionen und Sentenzensammlungen aus Schülerhand üblich.²³ Gewissenhafte Verfasser mochten ihre Texte den Lehrern zur Korrektur vorlegen, aber das taten eben nicht alle.²⁴ Abaelard, der sowieso zu Lebzeiten zur Projektionsfigur für alles Mögliche

wurde, klagte laut darüber, dass ihm in diesen Texten falsche Aussagen untergeschoben wurden.

Gilbert tat das auch. Als man ihn in Reims zur Rede stellte, ob anstößige Äußerungen in einer Schrift von ihm stammten, protestierte er leidenschaftlich. In der gesamten Textpassage, die gerade besprochen worden sei, stamme nichts von ihm. «Seht, Vater, wie ihr mich behandelt», klagte er. «Fremde Irrtümer werden mir zur Schand' und Schmach in Euerem heiligen Konsistorium vorgelesen. Es ist wahr, ich habe eine Reihe von Schülern gehabt; gehört haben sie mich alle – jawohl; aber da sind einige, die haben mich nur halb verstanden. Was die meinen, das haben sie aus sich, nicht von mir [...]. Ich schleudere wie Ihr das Anathem gegen dieses Buch samt seinem Autor und allen Häresien, die darin geschrieben sind.»²⁵ Der neuen unfertigen Institutionalität der Schule fehlten noch einige Elemente, vor allem Authentizitätssignale wie der Autorenname, der Werktitel oder der persönliche Stil.

Der Bernhard-Partei war daran gelegen, dass Magister dafür geradestehen sollten, wenn Meinungen unter ihrem Namen in Umlauf kamen: Die Verantwortung für Gesagtes reichte viel weiter als die Sprechsituation selbst. Wenn ein Schüler Gilberts in seinen Aufzeichnungen schrieb, die Taufe sei kein Sakrament, sondern ein Wasserbad (davon erfuhr Gilbert erst im Eifer der Reimser Verhandlung), dann sollte der Lehrer zur Rechenschaft gezogen werden.

Diesen Schritt zu vollziehen, wagte die Versammlung dann aber doch nicht. Da sie sich irgendwie zu den Irrlehren verhalten musste, wurde am Ende doch noch ein Buch zerstört, allerdings eine anonyme Schülerschrift und nicht, indem man es verbrannte, sondern indem man es in Stücke riss. Auch das war ein Wagnis, denn die anwesenden Laien, die dem lateinischen Wortwechsel nicht folgen können, mochten dies eben doch für ein Werk Gilberts halten und sich gegen den Papst und die Kardinäle empören. Also wendete sich Eugen III. auf Französisch speziell an sie und sagte, diese Zerstörungsaktion habe nichts mit dem Bischof zu tun, dieses Buch sei nicht von ihm.²⁶ Gehen Sie bitte weiter, nichts steckt dahinter.

25 JS 10, S. 22, Übersetzung von Gammersbach, Gilbert, S. 101.

26 JS 10, S. 23.

Denkbild

LUCA GIULIANI

Meisterwerke der Kopie

Ein transatlantischer Dissens

- 1 Adolf Furtwängler: *Meisterwerke der griechischen Plastik. Kunstgeschichtliche Untersuchungen*, Leipzig 1893.
- 2 Marcello Barbanera: *Original und Kopie. Bedeutungs- und Wertewandel eines intellektuellen Begriffspaares seit dem 18. Jahrhundert in der Klassischen Archäologie*, Stendal 2006, S. 22–25; Anna Anguissola: «Difficillima imitatio». *Immagine e lessico delle copie tra Grecia e Roma*, Roma 2012, S. 38–42.

Die Kontroverse um die antiken römischen Kopien ist in den vergangenen dreißig Jahren in Fahrt gekommen, doch ihr Ausgangspunkt liegt weit zurück: den Anlass zum Disput haben Adolf Furtwänglers *Meisterwerke der griechischen Plastik* (1893) geliefert.¹ Die *Meisterwerke* sind selbst ein Meisterwerk und ein Meilenstein der Altertumswissenschaft, sie haben die Forschung über Generationen hinweg geprägt.² Gegen das wirkmächtige Buch und dessen hellenozentrischen Ansatz wurde aber seit den 1990er Jahren vor allem in den USA vehementer Widerspruch eingelegt: Furtwängler habe römische Kopien als einen getreuen Spiegel betrachtet, um darin etwas zu erfassen, was er für griechisch gehalten habe – in grundsätzlicher Verkennung der Eigenständigkeit der römischen Kultur. Furtwänglers Position und die seiner Kritiker könnten gegensätzlicher kaum sein. Trotzdem lässt sich zwischen beiden *eine* überraschende Gemeinsamkeit feststellen: Beide gehen von der Überzeugung aus, dass ein Kunstwerk keine Kopie und eine Kopie niemals ein Kunstwerk sein könne. Doch woher kommt diese Geringschätzung der Kopien? Sie ist Teil einer neuzeitlichen Ästhetik, die ausschließlich auf Originalität und Neuerfindung orientiert ist. Deren blinde Flecken werden wir genauer zu bestimmen haben. Nur so wird sich der Weg öffnen zu einem angemessenen Verständnis der römischen *High-Fidelity*-Kopien und ihrer ästhetischen Eigenständigkeit; diese besteht in einer eigentümlichen Balance zwischen Treue zum Vorbild und Verweis auf die eigene Kunstfertigkeit.

Furtwängler und die Begründung der Kopienkritik

Furtwängler lag, als er seine *Meisterwerke* schrieb, dezidiert nicht im Trend der Zeit. Alle Welt interessierte sich damals für die großen Ausgrabungen und die neuen Funde griechischer Plastik. Furtwängler sah darin eher einen Rückschritt: «Die immer reichlicheren Funde von Originalwerken auf griechischem Boden haben das Studium der hauptsächlich Italien verdankten Kopien in neuerer Zeit etwas zurückgedrängt; nicht zum Vorteil unsrer Wissenschaft.» Die in den Ausgrabungen gefundenen Originalstücke seien – mit seltenen Ausnahmen – nur «Werke zweiten oder noch niederen Ranges».³ Die zentralen Meisterwerke der klassischen Epoche seien nicht im Original, sondern nur in römischen Kopien erhalten: Diese überliefern uns «diejenige Auswahl aus den Meisterwerken der klassischen Epoche, die antiker Geschmack und Kennerschaft in den Zeiten feinsten Bildung getroffen hat. Es ist die Auswahl des Besten und Berühmtesten, das man im Altertum besaß.»⁴ Um die Kopien zu erschließen, ging Furtwängler von einer einfachen Prämisse aus: Je berühmter ein Bildwerk gewesen ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es in einer literarischen Quelle erwähnt und in Kopien überliefert ist. Die Menge der literarisch erwähnten Kunstwerke und die Menge der tatsächlich kopierten müssen zwar nicht vollständig deckungsgleich sein; wohl aber wird man zwischen ihnen starke Überschneidungen erwarten dürfen. Das rechtfertigt den Versuch, eine Brücke zu schlagen zwischen Bildwerken, von denen wir Kopien besitzen, und solchen, die wir aus der antiken Literatur kennen.

Unter den Skulpturen aus römischer Zeit lassen sich Gruppen von Statuen ausmachen, die eine zwillingshafte Verwandtschaft zueinander aufweisen: Sie zeigen jeweils dasselbe Motiv, dieselben charakteristischen Züge, Falte um Falte und Locke um Locke. Im handwerklichen Detail der Marmorbehandlung können sie deutlich voneinander abweichen, was dafürspricht, dass sie aus unterschiedlichen Werkstätten beziehungsweise unterschiedlichen Zeiten stammen. Wie sind aber dann die motivischen Entsprechungen innerhalb einer Gruppe zu deuten? Furtwängler bezeichnete die zu einer Gruppe gehörenden Stücke als *Repliken* und betrachtete sie als Kopien nach ein und demselben

3 Furtwängler: *Meisterwerke der griechischen Plastik*, IX.

4 Ebd. Implizit bezieht sich der Satz auf den antiken Bildhauer und Schriftsteller Pasiteles, der in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v.u.Z. ein – uns nicht erhaltenes – fünfbandiges Werk unter dem Titel «Opera Nobilia» verfasst hat: eine Zusammenstellung der besten und berühmtesten Kunstwerke der Vergangenheit. Vgl. Plin. nat. 36, 39–40; in Buch 1 nennt Plinius Pasiteles unter den Autoren, auf die er für seine kunsthistorischen Bücher 33, 34, 35 und 36 zurückgegriffen habe.

- 5 Furtwängler: Meisterwerke der griechischen Plastik, IX und X.
- 6 Vgl. August Boeckh: Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, Leipzig 1877, v. a. S. 195, 199, 203–206. Zur Geschichte der Textkritik vgl. Sebastiano Timpanaro: Die Entstehung der Lachmannschen Methode. 2., erw. Aufl. Hamburg 1971; Giovanni Fiesoli: La genesi del lachmannismo, Firenze 2000.

Vorbild. Da die gemeinsamen Züge stilistisch meist einen altertümlichen, vorhellenistischen Eindruck machten, schloss Furtwängler, dass die kopierten Vorbilder in aller Regel Meisterwerke aus der Zeit der griechischen Klassik gewesen seien.

Durch den Vergleich sämtlicher Repliken einer Gruppe versuchte Furtwängler zu einer Rekonstruktion des verlorenen Vorbilds vorzudringen. Die Methode, derer er sich dabei bediente, bezeichnete er als «Kritik der Kopieen.»⁵ Schon der Begriff – soweit ich sehe eine Neuschöpfung – verweist unmissverständlich auf die philologische Textkritik, wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine feste methodische Grundlage erhalten hatte.⁶ Textkritik als methodisches Verfahren zielt darauf, aus mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Abschriften eines bestimmten antiken Textes den Wortlaut der verloren gegangenen Vorlage wiederherzustellen. Dabei fokussiert der Textkritiker seine Aufmerksamkeit zunächst auf Flüchtigkeitsfehler, die zufällig bei einer Abschrift entstanden sind und von späteren Kopisten übernommen wurden. Auf dieser Grundlage wird er die überlieferten Handschriften in ihrer Abhängigkeit voneinander bestimmen und sie genealogisch anordnen können. Wenn er in diesem Stammbaum dann von den späteren zu den früheren Abschriften zurückschreitet, wird es ihm gelingen, die im Lauf der Tradition entstandenen Fehler wieder rückgängig zu machen und die verlorene, zugrundeliegende Textfassung in ihrer ursprünglichen Fehlerlosigkeit wiederherzustellen. Nach diesem Vorbild richtet Furtwängler seine Kopienkritik aus. Zwar liegen die Verhältnisse hier ein wenig anders: Gibt es bei einer Marmorkopie etwas, das als Äquivalent zum Flüchtigkeitsfehler eines Abschreibers gelten könnte? Wahrscheinlich eher nicht. Dazu kommt, dass die Kopien immer wieder auf einen Abguss des Vorbilds zurückgreifen, und nicht auf eine frühere Kopie; es entfällt somit die Möglichkeit, einen Stammbaum zu rekonstruieren. Dennoch kann man versuchen, Varianten gegeneinander abzuwägen und der differenzierteren, in sich kohärenten Überlieferung den Vorzug zu geben.

Furtwänglers Ehrgeiz ging jedoch weiter. Die Vorbilder sollten nicht nur in ihrer Erscheinung rekonstruiert, sondern im Idealfall auch bestimmten Künstlern zugeschrieben werden. Um Zu-

schreibungen zu begründen, griff Furtwängler auf ein ganz anderes methodisches Vorbild zurück. Wenige Jahre zuvor hatte Giovanni Morelli im Bereich der Renaissance-Malerei die Methode der Meisterzuschreibung auf eine neue, wie er meinte zuverlässigere Basis gestellt.⁷ Morelli gründete seine Zuschreibungen nicht mehr auf die Komposition oder auf bestimmte Motive, sondern auf kleine Einzelheiten wie die Zeichnung einer Hand oder einer Ohrmuschel; in diesen sah er das Resultat einer malerischen Routine des jeweiligen Meisters, die keiner bewussten Steuerung unterliegt. Ganz ähnlich wird der Graphologe aus der unwillkürlichen Gestaltung einzelner Elemente auf die Urheberschaft einer bestimmten Handschrift schließen. Dem entsprechend versuchte nun auch Furtwängler den Individualstil griechischer Bildhauer anhand kleiner Details zu bestimmen. Die folgende Beschreibung bezieht sich auf zwei Köpfe, die gewisse Ähnlichkeiten aufweisen; in diesen meint Furtwängler die Handschrift des Bildhauers Myron zu erkennen: «Ganz myronisch ist [...] die Bildung der Augenlider und der Thränendrüsen, die nach unten vortretende Stirn, der runde Schädelbau und der schwache Einschnitt im Nacken»; typisch für Myron sei aber auch, dass «die kurzgeschorenen Haare am Oberkopfe größere flach gekrümmte Partien bilden, während sie nach der Peripherie zu sich in eine Fülle wirr gekräuselter Locken auflösen.»⁸ Auf diesem Weg gelingt es Furtwängler in den *Meisterwerken*, eine erstaunliche Anzahl an Kopien mit dem Oeuvre bestimmter griechischer Bildhauer des 5. und 4. Jahrhunderts in Verbindung zu bringen.

Das hat nicht alle Zeitgenossen überzeugt. So hat Reinhard Kekulé bereits 1895 in einer scharfen Rezension moniert, Furtwängler habe das Pferd von hinten aufgezümt. Bevor man in römischen Kopien nach stilistischen Einzelheiten suche, die es erlaubten, auf eine Zuschreibung an die Bildhauer der kopierten Vorbilder zu schließen, «müsste doch festgestellt werden, welchen Zeiten und welchen Werkstätten diese Copien angehören und wie weit diese stilistischen Einzelheiten sich mit den Gewohnheiten bestimmter Zeiten und Werkstätten decken».⁹ Man müsse also erstmal die Geschichte der römischen Kopien als Kopien klären, sie chronologisch und nach Werkstätten ordnen. Kekulé fügte hinzu, dies sei «eine sehr mühselige, [...] aber [...] keine

- 7 Zu Morelli (1816–1891) und dessen Zuschreibungsmethode siehe v. a. Edgar Wind: *Art and Anarchy*. London 1963, S. 32–41, 50–51; Richard Wollheim: *Giovanni Morelli and the origins of scientific connoisseurship*, in: ders.: *On Art and the Mind. Essays and Lectures*, London 1973, S. 177–201; Carlo Ginzburg: *Spie. Radici di un paradigma indiziario*, in: ders.: *Miti emblemici spie. Morfologia e storia*, Torino 1986, S. 158–209; Miranda Marvin: *The Language of the Muses. The Dialogue Between Roman and Greek Sculpture*, Los Angeles 2008, S. 141f.
- 8 Furtwängler: *Meisterwerke der griechischen Klassik*, S. 352 zu Taf. XVII (*Athlet Medici Riccardi*) und XX (*Kopf in der Villa Albani*).
- 9 Reinhard Kekulé in *GGA* 1895, Sp. 625–643, hier 641.

- 10 Ebd. Furtwängler reagierte darauf in: *Über Statuenkopieen im Alterthum, Erster Theil. AbhBayerAkadWissPhilHistKl.*, Bd. 20/3, (1896), S. 525–588; nur diesen ersten Teil hat Furtwängler fertiggestellt; «die Fortsetzung hat er mit Recht als noch zu schwierig aufgeschoben» (so Georg Lippold: *Kopien und Umbildungen griechischer Statuen*, München 1923, S. 1).
- 11 Als Erstes hat man nach Kriterien gesucht, um Kopien als Erzeugnisse römischer Kunstproduktion zu datieren. Vgl. Hans Lauter: *Zur Chronologie römischer Kopien nach Originalen des V. Jahrhunderts*, Diss. Bonn 1968.
- 12 Vgl. Paul Zanker: *Klassizistische Statuen. Studien zur Veränderung des Kunstgeschmacks in der römischen Kaiserzeit*, Mainz 1974, XV–XX.
- 13 Paris, Louvre, Ma 1207, «Marcellus»: Kate de Kersauson, *Catalogue des portraits romains*, Bd.1. Paris, RMN 1986, S. 46 f.; Caterina Maderna: *Juppiter, Diomedes und Merkur als Vorbilder für römische Bildnisstatuen*, Heidelberg 1988, S. 223–225, H1. Zum Statuentypus vgl. Rom, Museo Nazionale Archeologico, Inv.Nr. 8639: «Hermes Ludovisi» (der rechte Arm ist ergänzt): Helbig⁴ Bd.3, Nr. 2326 (Hans von Steuben); Museo Nazionale Romano, *Le Sculture* 1,5 (1983) 177–180, Nr. 75 (Beatrice Palma); Volker M. Strocka: *Kopien nach Pheidias: logische Stilentwicklung oder circulus vitiosus?*, in: V.M. Strocka (Hg.): →

aussichtslose Arbeit».¹⁰ Die Kritik an Furtwänglers morellisierender Methode der Zuschreibung scheint aus heutiger Perspektive berechtigt. Morelli hatte es mit eigenhändigen Gemälden und Zeichnungen zu tun gehabt; Furtwängler hingegen arbeitete mit Kopien, ohne zu klären, ob die Details, die er in den Blick nahm, auf den Kopisten oder auf den Urheber des Originals zurückgingen. Dabei richteten sich Kekulé's Bedenken gegen Furtwänglers Zuschreibungen, aber nicht gegen dessen Kopienkritik im engeren Sinn. In der Tat sind beide Vorgehensweisen methodisch völlig unabhängig voneinander, und unabhängig sind auch die erzielten Ergebnisse: Man konnte (und kann auch heute noch) durchaus Kopienkritik betreiben und aus einer Replikenserie das verlorene Vorbild zu rekonstruieren suchen, ohne die Frage nach dessen Meisterzuschreibung auch nur in Erwägung zu ziehen.

Die archäologische Forschung hat Kekulé's Forderungen seit den späten 1960er Jahren systematisch aufgegriffen.¹¹ Vor allem aber ist sie der Anregung gefolgt, die Kopien als römisches Phänomen zu untersuchen. Dabei wurde deutlich, dass Kopien im Furtwängler'schen Sinn einen Spezialfall darstellen innerhalb einer sehr viel breiteren Materialgruppe, die man nunmehr als römische Idealplastik bezeichnete.¹² Kennzeichnend für diese ist ein Rückgriff auf Inhalte und Formen der griechischen Klassik – der allerdings ganz unterschiedlich realisiert werden kann; dafür seien nur drei Beispiele genannt.

Das erste betrifft Bildnisstatuen, die explizit ein klassisches Vorbild zitieren. So verbindet etwa eine Statue der frühen Kaiserzeit vom Esquilin einen männlichen Porträtkopf mit dem Körper einer klassischen Hermes-Statue, die uns von mehreren Repliken her bekannt ist.¹³ Der römische Bildhauer hat das klassische Vorbild treu kopiert, um ihm aber dann eine ganz neue Funktion zu geben. Er hätte sich die Mühe des Kopierens indes kaum gemacht, wenn der Käufer die weitgehende, detailgetreue Übereinstimmung mit dem Vorbild nicht zu schätzen gewusst hätte. Der Reiz dürfte nicht zuletzt darin bestanden haben, dass ein vornehmer Römer hier in Gestalt einer klassischen Gottheit auftritt und durchaus damit rechnen kann, dass der gebildete Betrachter die entsprechende klassische Statue auch wiedererkennt.

Zweitens. Eine Zweifiguren-Gruppe aus Pozzuoli besteht aus einem ungleichen Paar: Der Jüngling greift auf Formen des frühen 5. Jahrhunderts zurück, während die ihn umarmende Frau in ihrem ausschwingenden Standmotiv eher dem Stil des späten 5. Jahrhunderts entspricht.¹⁴ Hier werden keine bestimmten Vorbilder kopiert, sondern der allgemeine Habitus des strengen bzw. des reichen Stils aufgegriffen, um aus der Kombination beider eine völlig neue Synthese zu schaffen. Es handelt sich um eine eklektische römische Neuschöpfung des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeit, die sich bemerkenswerter Beliebtheit erfreute und mehrfach kopiert worden ist. Daran zeigt sich unter anderem auch, dass nicht jede Replikenserie notwendigerweise auf ein griechisches Vorbild zurückgehen muss.¹⁵

Der dritte Fall ist besonders häufig. Er betrifft Figuren, die bestimmte gemeinsame Merkmale aufweisen, ohne aber im Detail übereinzustimmen.¹⁶ Eine Mercur-Statue im Kapitolinischen Museum, ein Dioscur in Venedig und ein Perseus in Ostia weisen alle ein ähnliches Motiv auf:¹⁷ Der Mantel ist auf der rechten Schulter gefibelt; die im Rücken herabfallende Partie ist zur Seite gezogen und über den linken Unterarm geführt. Trotz diesen Gemeinsamkeiten handelt es sich eindeutig *nicht* um Repliken, da im Detail keine Übereinstimmung festzustellen ist. Alle drei Statuen wurden lediglich nach ein und demselben Muster bzw. Rezept gefertigt, an das der jeweilige Bildhauer sich nur in groben Zügen zu halten brauchte.

Damit hat die neuere Forschung ein Panorama der römischen Bildhauerei gezeichnet, das vielfältiger und differenzierter erscheint, als Furtwängler in seiner Fokussierung auf die reine Kopisten-Aktivität gedacht hatte. Der Facettenreichtum dieses römischen Klassizismus macht deutlich, dass wir es hier mit einer bemerkenswert selbstbewussten Form der Aneignung zu tun haben: Von einer sklavischen Nachahmung der Vergangenheit kann gewiss keine Rede sein. In diesem Licht wird auch das Phänomen der Kopien zu deuten sein. Aber zunächst müssen wir uns mit der These befassen, dass in Rom gar nicht kopiert worden sei.

→ Meisterwerke. Internationales Symposium anlässlich des 150. Geburtstags von Adolf Furtwängler, München 2003, S. 21–140, hier 131 f.

14 Neapel, Museo Archeologico Nazionale Inv. 6006; Maurizio Borda: *La scuola di Pasiteles*, Bari 1953, S. 43–56, S. 66–70; Zanker: *Klassizistische Statuen*, S. 49–58. Zur Deutung siehe Annemarie Schantor: *Aphrodite bezirzt Paris – Die sog. Orest-Elektra-Gruppe*, in: Jens-Arne Dickmann/Ralf von den Hoff: *Ansichtssache. Antike Skulpturengruppen im Raum*. Katalog der Ausstellung, Freiburg 2017, S. 67–73.

15 Walter Trillmich: *Bemerkungen zur Erforschung der römischen Idealplastik*. Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 88, 1973, S. 247–282.

16 Walter Trillmich: *Eine Jünglingsstatue in Cartagena und Überlegungen zur Kopienkritik*. Madrider Mitteilungen 20, 1979, S. 339–360; Christa Landwehr: *Konzeptfiguren. Ein neuer Zugang zur römischen Idealplastik*. Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 113, 1998, S. 139–194. Kritisch dazu Adrian Stähli: *Die Kopie. Überlegungen zu einem methodischen Leitkonzept der Plastikforschung*, in: K. Junker/Adrian Stähli (Hg.): *Original und Kopie. Formen und Konzepte der Nachahmung in der antiken Kunst*. Akten des Kolloquiums, Berlin 2005, S. 15–34, hier 29–30.

17 Mercur Rom, Museo Capitolino, →

- Inv. 1435: Landwehr: Konzeptfiguren, S. 150, Abb. 24; Dioscur Venedig, Museo Archeologico, Inv. 124: Landwehr: Konzeptfiguren, S. 153, Abb. 28; Perseus Ostia, Museo Ostiense, Inv. 99; Landwehr: Konzeptfiguren, S. 153, Abb. 29.
- 18 Miranda Marvin: Copying in Roman Sculpture: The Replica Series, in: Kathleen Preciado (Hg.): Retaining the Original: Multiple Originals, Copies and Reproductions. National Gallery Studies in the History of Art, Bd. 20, Washington D.C. 1989, S. 29–45; wieder abgedruckt in: Eve D’Ambra (Hg.): Roman Art in Context. An Anthology, Englewood Cliffs 1993, S. 161–188.
- 19 Ich zitiere die Briefe an Atticus in der Nummerierung von D. R. Shackleton Bailey (Hg.): Cicero. Letters to Atticus, Vol. 1–6, Cambridge UP 1965–68.
- 20 Cic. Att. 2, 2. «Ornamenta gymnasiode» ist (anders als «signa Megarica») ein Begriff mit einer präzisen Bedeutung; jeder, der die Gewohnheit hatte, ein Gymnasium zu besuchen, wusste sehr genau, was für ein Statuenschmuck hier als passend erachtet wurde.
- 21 Marvin: Copying in Roman Sculpture, S. 31.
- 22 Ebd., S. 32.
- 23 Ebd., S. 40. Ganz ähnlich Richard Neudecker: Die Skulpturen-Ausstattung römischer Villen in Italien, Mainz 1988, S. 14: «Der Grund für unsere Unkenntnis [in Bezug auf die in Megara erworbenen Statuen] →

Auftritt Miranda Marvin:

Die Rolle der Kopie im römischen Cliché-Ensemble

Eine radikale Kritik an Furtwängler, die weit über Kekulés Anmerkungen hinausgeht, ist seit den 1990er Jahren von amerikanischen Archäolog:innen vorgetragen worden. Den Auftakt sowie einen intellektuellen Rahmen dafür lieferte Miranda Marvin 1989 mit einem Aufsatz über *Copying in Roman Sculpture*.¹⁸ Von diesem Text ist eine starke Wirkung ausgegangen. Marvins Ausgangspunkt war die Frage nach dem römischen Publikum, das Skulpturen gekauft hat. Furtwängler hatte, ohne diese Frage ausdrücklich in den Vordergrund zu stellen, ein Publikum von Kennern vorausgesetzt, das in der Lage wäre, den Stil klassischer Kunstwerke zu erkennen und die Treue von Kopien zu schätzen. Um diese Annahme zu überprüfen greift Marvin zurück auf einige Briefe Ciceros aus den 60er Jahren des 1. Jahrhunderts.¹⁹ Kurz zuvor hatte Cicero eine Villa in Tusculum erworben und plante, einen Teil des Gartens in der Form eines Gymnasiums zu gestalten; in diesem Zusammenhang schreibt er seinem Freund Titus Pomponius, genannt Atticus, der seit vielen Jahren in Griechenland lebte, und bittet, er möge ihm Bildwerke besorgen, wie sie zu einem Gymnasium passen – *ornamenta gymnasiode*.²⁰ Dazu bemerkt Marvin: «Cicero tells Atticus what sort of sculpture to buy, not by describing the artist or the style or [...] the subjects that he wants him to look for, but by describing the location where the works are to be placed»;²¹ und Marvin fährt fort: «Cicero did not ask for replicas of specific works, only for the ‘generic brand’ of gymnasium statuary.»²² Mit der Annahme profunder Kunstkennerenschaft lasse sich das kaum in Einklang bringen. «One Roman purchaser at least can be clearly shown to have been interested in sculptures appropriate for specific settings but to have left no sign of wanting copies of particular Greek originals.»²³ Falls Cicero kein Einzelfall gewesen sein sollte – wo bliebe dann das Publikum, das darauf erpicht gewesen wäre, statuarische Kopien nach klassischen Vorbildern zu erwerben?

Marvin zieht aus den Briefen den Schluss, Cicero sei ausschließlich an der dekorativen Funktion der Skulpturen als *ornamenta gymnasiode* interessiert gewesen. Stil und Thema der Statuen hätten darüber hinaus keinerlei Rolle gespielt. In der Tat

stimmt Cicero dem Preis von 20 400 Sesterzen²⁴ für den Ankauf Megarischer Statuen (*signa Megarica*) zu, ohne über deren weitere Beschaffenheit auch nur ein Wort zu verlieren. Aber spricht das wirklich für ästhetische Gleichgültigkeit? Erhalten haben sich nur die Briefe Ciceros; Atticus' Briefe sind alle verloren. Das ist nicht zuletzt für das Verständnis der Formulierung «*signa Megarica*» relevant; es handelt sich nicht um einen geläufigen Begriff, dem von sich aus eine bestimmte Bedeutung eigen wäre: Es gab bei Megara keine Marmorbrüche, und die Stadt war auch nicht für ihre Steinmetzbetriebe bekannt. Wenn Cicero von *signa Megarica* spricht, zitiert er damit eine Formulierung des Atticus, auf dessen Brief er ausdrücklich verweist (*ut tu ad me scripseras; de quibus ad me scripsisti*).²⁵ Diesen Brief aber kennen wir nicht. Darin wird Atticus gewiss nicht nur die Anzahl der *signa* genannt haben; er wird darüber hinaus spezifiziert haben, um was für Statuen es sich handelte; gut möglich, dass er dabei auch Künstlernamen genannt hat. Die Behauptung, dass Cicero sich zum Ankauf der *signa Megarica* entschlossen habe, ohne irgendwelche Informationen über die Form oder den Stil der Statuen zu haben, mehr noch: ohne solche Informationen haben zu wollen – diese Behauptung wird durch die Briefe kaum gedeckt. Die vollständige Unbestimmtheit der *signa Megarica* ergibt sich für uns einzig und allein daraus, dass wir Atticus' Angaben dazu nicht lesen können; und selbstverständlich hat Cicero keinerlei Grund, in seinen Briefen das, was Atticus ihm zuvor geschrieben hat, noch einmal zu wiederholen.

In diesen Briefen bittet Cicero seinen Freund noch um eine weitere Gefälligkeit: «Ich möchte, dass du überlegst, wie du mir eine Bibliothek zusammenstellen könntest.»²⁶ Es geht um den Ankauf von Papyrusrollen griechischer Literatur, die in Athen leichter zu besorgen ist als in Rom. Es fällt auf, dass Cicero auch in diesem Fall keine Namen und keine konkreten Titel nennt. Daraus wird man gewiss nicht auf Gleichgültigkeit oder auf einen Mangel an literarischer Kompetenz schließen. Cicero gibt einfach deswegen keine genaueren Angaben, weil er sich darauf verlassen kann, dass Atticus und er denselben Kanon schätzen; nicht umsonst beruft er sich auf die *humanitas* des Atticus – ein interessanter Begriff, der zwischen Freundlichkeit und Bildung

→ liegt im geringen Interesse Ciceros am konkreten Thema: In keinem der häufigen Briefe hatte er Atticus danach gefragt!»

24 Cic. Att. 4,2; Der Preis ist beträchtlich; zum Vergleich: Der Jahresertrag eines landwirtschaftlichen Betriebes von 200 iugera (ca 50 Hektar) beträgt laut Varro 30 000 Sesterzen (Marvin: Copying in Roman Sculpture, S. 44, Anm.18).

25 Cic. Att. 4,2; 5,2.

26 Cic. Att. 3; Att. 6,4; Att. 7,3.

27 Cic. Att. 3.

28 Cic. Att. 4,2.

29 Marvin: Copying in Roman Sculpture, S. 33.

30 Ebd., S. 40.

31 Ebd., S. 36.

32 Ebd., S. 34.

changiert.²⁷ Die Vermutung liegt nahe, dass es sich bei den Skulpturen ähnlich verhalten könnte. Schließlich betont Cicero in Bezug auf die gewünschten *ornamenta gymnasiode* ausdrücklich sein Vertrauen in die *elegantia* des Atticus²⁸ – ein Begriff, der ziemlich genau das abdeckt, was Furtwängler unter «Geschmack und Kennerschaft» verstand. Auf Atticus als Freund und Kenner konnte Cicero sich verlassen. Das dürfte auch für den Ankauf der Statuen gegolten haben.

Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, dass Cicero die Skulpturen, die er für die Ausstattung seiner Villa in Tusculum erwirbt, in erster Linie als *ornamenta* sieht, wodurch ein Teil des Gartens als Gymnasium charakterisiert werden soll. Diese Einstellung sei über den Einzelfall hinaus bezeichnend für das Kunstinteresse der Römer ganz allgemein; in Marvins Worten: «The function of sculpture is to suggest the character of the space in which it is set.»²⁹

Am Ende ihres Aufsatzes stellt Marvin noch einmal ihren und Furtwänglers Ansatz einander gegenüber: «Two hypotheses have been put forward to explain the replica series. One could be called the «copy» and the other the «programmatically» hypothesis.»³⁰ Die erste Hypothese betrachtet Repliken als Kopien nach einem berühmten Vorbild, die andere insistiert darauf, dass römische Statuen in erster Linie einer semantischen – Marvin würde sagen: programmatischen – Charakterisierung ihres Aufstellungsortes dienen. «The explanation suggested for a large replica series is that it represents a tribute to the usefulness of the type in a variety of Roman sculptural programs. Figures such as, for example, Aphrodite or Herakles [...], are the subjects that survive today in the greatest numbers. The particular sculptural types chosen were those capable of conveying the desired meaning more clearly, those everybody knew.»³¹ In Serien vervielfältigt hätten die Römer demnach «a handful of works whose meaning was instantly clear to everyone, the visual equivalent of a cliché.»³²

Bei den zwei von Marvin angesprochenen Ansätzen handelt es sich weniger um einander ausschließende Hypothesen als um komplementäre Interpretationsweisen: Sie beziehen sich auf zwei unterschiedliche Ebenen, auf denen ein antiker Betrachter

Skulpturen Bedeutung zuschreiben konnte – und diese zwei Ebenen schließen einander keineswegs aus.³³ Selbst wenn die von Cicero erworbenen *signa Megarica* allesamt Kopien nach klassischen Athletenstatuen gewesen wären, hätte dies ihrer Funktion als *ornamenta gymnasiode* keinen Abbruch getan. Und umgekehrt – aus der Tatsache, dass sie als *ornamenta gymnasiode* gekauft worden sind, sollte man nicht folgern, dass es sich nicht um Kopien gehandelt haben kann.

Dazu kommt freilich, dass Marvins «programmatic hypothesis» dem Phänomen der Repliken gleich in doppelter Hinsicht nicht gerecht wird. Das gilt bereits für die quantitative Ebene: Wir haben es nicht bloß mit einer Hand voll, sondern mit dutzenden und aberdutzenden unterschiedlicher Typen zu tun, die durch Repliken überliefert sind. Aber auch in qualitativer Hinsicht vermag Marvin gerade das entscheidende Charakteristikum der Furtwängler'schen Replikenserien nicht zu erklären. Die Repliken eines Typus gleichen einander ja nicht nur in den allgemeinen, bedeutungsträchtigen Zügen, sondern bis in kleinste formale Details. Das Bestreben römischer Bildhauer war offenkundig darauf ausgerichtet, die ganze Komplexität des jeweiligen Typus zu bewahren und dem Verschleifen von Details entgegenzuarbeiten. Das erkennt Marvin, wenn sie den statuarischen Typus als visuelles Äquivalent zu einem Cliché bezeichnet. Der Vorteil eines Clichés bzw. eines Stereotyps liegt gerade in der Reduktion von Komplexität: Je einfacher eine Gestalt, desto einprägsamer, leichter zu memorieren und zu replizieren ist sie auch. Wäre es nur um die Vervielfältigung von Clichés gegangen, hätten die Bildhauer sich mit wenigen, an einfachen Attributen identifizierbaren und nur summarisch wiederzugebenden Mustern begnügen können.

Marvins Versuch, Furtwänglers Vorgehen die Grundlage zu entziehen, erweist sich als wenig überzeugend. Dennoch war Marvins Bestreben, die Produktion von Repliken aus dem römischen Kontext heraus zu verstehen, sie mit römischen Interessen und römischen Bedeutungsabsichten zu verbinden, ebenso berechtigt wie wegweisend. Damit hat Marvin eine überaus fruchtbare Perspektive eröffnet, die weit über Furtwängler hinausgeht und diesem gänzlich fremd gewesen wäre.

33 Vgl. Michael Koortbojian: Forms of Attention, in: Gazda 2002 (unten Anm. 34), S. 173–204, hier v. a. S. 176 und 183.

- 34 Eine wichtige Rolle gespielt hat dabei ein mehrwöchiges Seminar über «The Roman Art of Emulation», das Miranda Marvin und Elaine Gazda 1994 an der American Academy in Rom veranstaltet haben; ein Jahr später trafen die Teilnehmer einander wieder in Ann Arbor; die Akten beider Tagungen wurden gemeinsam publiziert: Elaine K. Gazda (Hg.): *The Ancient Art of Emulation. Studies in Artistic Originality and Tradition from the Present to Classical Antiquity*, Ann Arbor 2002.
- 35 Von einer «new orthodoxy» spricht Peter Stewart: *Statues in Roman Society*, Oxford 2004, S. 234 (vgl. den ganzen Abschnitt über «sculptural copying», S. 231–236). Symptomatisch ist auch das methodische Bekenntnis von Nigel Spivey: *Greek Sculpture*, Cambridge 2013, xx: «the category of «Roman copy» [is] virtually taboo throughout the book.»
- 36 Marvin: *Copying in Roman Sculpture*, S. 36.
- 37 Elaine K. Gazda: *Roman Sculpture and the Ethos of Emulation: Reconsidering Repetition*, *HarvStClassPhil* 97, 1995, S. 121–156, hier 121.
- 38 Elisabeth Bartman: *Ancient Sculptural Copies in Miniature*, Leiden 1992, S. 78 f.
- 39 Vgl. Elaine Gazda: *Roman Copies: the unmaking of a modern myth*, in: *Journal of Roman Archaeology* 8, 1995, S. 530–533, sowie das Kapitel «The Modern Copy Myth» in: Miranda Marvin: *The Language of the Muses*. →

Die römische Kopie – ein moderner Mythos?

Der von Marvin programmatisch verkündete Wechsel von einer hellenozentrischen zu einer romanozentrischen Perspektive ist vor allem in den USA als Aufbruch zu neuen Ufern empfunden worden. Er hat eine neue Betrachtungsweise initiiert, die in den folgenden Jahren konsequent fortgesetzt und ausgebaut wurde.³⁴ Inzwischen hat sie sich, zumal in der angloamerikanischen Welt, als «neue Orthodoxie» etabliert.³⁵ Allerdings können auch Orthodoxien mitunter radikale Tendenzen entwickeln. So hatte Marvin zwar die dekorative Funktion römischer Statuen in ihrem jeweiligen Kontext betont, aber keineswegs ausgeschlossen, dass manche Replikengruppen durchaus als Kopien nach klassischen Vorbildern zu interpretieren seien: «In many cases the types were replicas of well-known statues by the great Greek artists of the past, and it was the fame of the original that inspired the copies.»³⁶ Aus heutiger Perspektive wundert man sich fast, in dem Aufsatz von 1989 auf eine so gemäßigte Formulierung zu stoßen. Die Position, die sich in der Folgezeit durchsetzte, war wesentlich radikaler. Kämpferisch wurde die künstlerische Originalität römischer Bildhauer verteidigt: diese seien niemals bloße Kopisten gewesen. Der bis dahin wertfrei gebrauchte Begriff «römische Kopie» wurde unter Generalverdacht gestellt und nur noch in Anführungszeichen verwendet; er galt nunmehr als «an artificial construct, the product of modern prejudices», der «pernicious consequences» gehabt und zu einer grundsätzlichen Verkennerung der römischen Eigenständigkeit geführt habe.³⁷ Wenn aber schon der Begriff verwerflich war, dann durfte es auch das, was damit bezeichnet worden war, nicht gegeben haben: «Exact copies did not exist in antiquity.»³⁸ Seither ist es üblich geworden, von einem modernen Kopien-Mythos zu sprechen.³⁹ In diesem Licht erscheint Kopienkritik als eine Pseudomethode, die imaginären Phantomen hinterherjagt.

Daraus resultiert die transatlantische Kontroverse: An kontinental-europäischen Universitäten lernen Studierende der Griechisch-Römischen Archäologie nach wie vor das Handwerk der Kopienkritik. Hingegen dominiert in der angloamerikanischen Forschung eine Einstellung, wonach der Begriff «römische Kopie» nicht nur immer in Anführungsstriche zu setzen – sondern

ideologisch gefärbt und inhaltlich leer sei. Diese revisionistische Einstellung hat sowohl eine empirische als auch eine methodologisch-wertende Komponente.

Beginnen wir mit der empirischen Behauptung, wonach es im antiken Rom keine genauen Kopien gegeben habe. Ob das stimmt oder nicht, hängt natürlich davon ab, was genau man unter genau verstehen will. Wenn eine Kopie dann und nur dann als genau gelten soll, wenn sie bis in die letzten Nuancen der Oberflächengestaltung mit dem Vorbild übereinstimmt und selbst für ein geübtes Auge nicht mehr davon zu unterscheiden ist – dann sind in Rom tatsächlich keine genauen Kopien hergestellt worden: Das ist richtig, aber zugleich banal; selbst Furtwängler hätte es nicht bestritten. Anders verhält es sich freilich, wenn man die These so versteht, dass kein römischer Bildhauer sich um möglichst weitgehende Übereinstimmung mit einem Vorbild bemüht hätte.⁴⁰

Um die Intentionen römischer Bildhauer zu prüfen, wollen wir einen der seltenen Fälle betrachten, in denen nicht nur Kopien, sondern auch die betreffenden Vorbilder sich erhalten haben. Das Gebälk der Südhalle des Erechtheion auf der Athener Akropolis wird von sechs Karyatiden in Gestalt junger Frauen getragen (um 415 v. u. Z.), alle im Peplos mit Überfall, alle mit der gleichen Frisur; das Standbein weist immer nach außen, das Spielbein nach innen; die Arme sind gesenkt – die rechte Hand hielt eine Spendeschale, die linke griff in die Falten des Gewandes.⁴¹ So weit die konstanten Merkmale. Darüber hinaus sind die attischen Bildhauer aber augenscheinlich darauf bedacht gewesen, keine Monotonie aufkommen zu lassen; innerhalb des übergeordneten Schemas haben sie virtuos variiert: Keine der Karyatiden gleicht einer anderen. Besonders markant sind die Unterschiede bei den Falten am Überfall zwischen den Brüsten; aber auch die Rückseiten unterscheiden sich deutlich voneinander. Diese Karyatiden sind ein halbes Millennium nach ihrer Entstehung kopiert worden: Eine Serie von Kopien stammt vom Augustus-Forum in Rom (inauguriert 2 v. u. Z.), eine andere vom Euripus der Villa Hadriana in Tivoli (um 125 u. Z.).⁴² In beiden Fällen dienen die Karyatiden der programmatischen Charakterisierung ihres Aufstellungsortes: Sie implizieren eine rituelle Handlung,

→ The Dialogue between Roman and Greek Sculpture, Los Angeles: The J. P. Getty Museum 2008, S. 121–167.

40 Bartman: Ancient Sculptural Copies in Miniature, S. 79: «Copyists appear [not] to have aimed for exactitude among the copies they produced.»

41 Hans Lauter: Die Koren des Erechtheion, in: Antike Plastik 16, 1976.

42 Ders.: Zur Chronologie römischer Kopien nach Originalen des V. Jahrh. 1968, S. 9–36; Erika E. Schmidt: Die Kopien der Erechtheionkoren, in: Antike Plastik 13, 1973.

- 43 Vgl. den Torso vom Augustus-Forum (Schmidt 1973, Taf. 3a und b) mit Kore D (Lauter: Die Koren des Erechtheion, Taf. 32 und 35). Sowohl auf dem Augustus-Forum wie auch in der Villa Hadriana haben sich die Kopisten auf die mittleren Koren C und D konzentriert; ein einzelnes Fragment vom Augustus-Forum ist möglicherweise auf Kore B zu beziehen (Schmidt: Die Kopien der Erechtheionkoren, S. 16).
- 44 Vgl. etwa die Repliken aus der Villa Hadriana Typus C (Schmidt 1973, Taf. 6 und 11) und Typus D (a.O. Taf. 19 und 26) mit den Originalstatuen C und D (Lauter 1976, Taf. 23 und 32).
- 45 Joachim Raeder: Die statuarische Ausstattung der Villa Hadriana in Tivoli, Frankfurt, Bern 1983, S. 83–85, I 76–179 und 81–82. Das Wasserbecken mit den Karyatiden gehört zu einer monumentalen Triklinium-Anlage, die zu den spektakulärsten Attraktionen der Hadrians-Villa gehört: William L. Macdonald, John A. Pinto: Hadrian's Villa and Its Legacy, New Haven & London 1995, S. 118–119, 138–141; Eugenia Salza Prina Ricotti: Villa Adriana. Il sogno di un imperatore, Roma 2001, S. 241–256.

wie sie zum Charakter eines Heiligtums passt, und verkörpern schon durch ihre Tracht eine altehrwürdige, griechische Vergangenheit. Aber wenn es nur *darum* gegangen wäre, hätte es genügt, sich an das allgemeine Schema zu halten, an das visuelle Cliché einer Erechtheion-Karyatide. Genau das haben die römischen Bildhauer eben nicht getan. Stattdessen haben sie jeweils ganz bestimmte Koren herausgegriffen und diese mit größter Sorgfalt, Falte für Falte kopiert.⁴³ Das gilt bei den Karyatiden vom Augustus-Forum sogar für die Rückseiten, was umso bezeichnender scheint, als sie aus dem Attika-Geschoss der Seitenhallen stammen und für den zeitgenössischen Betrachter von hinten gar nicht zu sehen waren. Die Repliken eines Typus unterscheiden sich von den Repliken eines anderen Typus genau im selben Maße, in dem auch die Vorbilder sich voneinander unterscheiden.⁴⁴ Die Kopisten folgen Zug um Zug den Formen des Originals, um sie möglichst exakt in ihr Werk zu übertragen; dabei nehmen sie einen bemerkenswerten Mehraufwand an Arbeit in Kauf. Es ist just dieser Mehraufwand, den Marvin mit ihrer «programmatische hypothesis» nicht zu erklären vermag.

Während die Kopisten sich um größtmögliche Nähe zum jeweiligen Vorbild bemühen, so bietet der Aufstellungskontext der Karyatiden in der Villa Hadriana eine Überraschung:⁴⁵ Die vier durch einen Architrav miteinander verbundenen Koren wurden durch zwei hellenistische Satyrn flankiert, die ebenfalls als Gebälkträger fungierten, und die ebenfalls symmetrisch angelegt waren: Der eine stellt das linke, der andere das rechte Bein vor. Alle sechs Figuren standen am Rand eines langen Wasserbeckens. Es gab keine Möglichkeit, sie von vorne zu betrachten – es sei denn, man begab sich auf die gegenüberliegende Seite des Beckens, von wo aus man sie auch im Wasser gespiegelt sehen konnte. Die Erweiterung der klassischen Karyatiden durch ein Paar männlicher, hellenistischer Stützfiguren sowie die Platzierung der ganzen Gruppe am Rand des Wasserbeckens schaffen einen denkbar deutlichen Kontrast zur ursprünglichen Situation der Erechtheion-Karyatidem auf der Akropolis: in moderner Terminologie würde man von einem manieristischen Arrangement sprechen, das die Ferne zum Vorbild markiert. Das sagt zugleich etwas aus über die Treue der Kopien: Sie ist selektiv und gilt ei-

nem Phänomen, dessen historischer Fremdartigkeit man sich wohl bewusst ist.

Wenn die römischen Bildhauer die Erechtheion-Karyatiden kopiert haben, so stellt sich gleich die Frage, was für Vorlagen ihnen denn überhaupt zur Verfügung standen. Mit bloßen Skizzen wäre es nicht getan gewesen, sie müssen über dreidimensionale Vorlagen in Originalgröße verfügt haben. Nun haben die Originale ihren Standort auf der Athener Akropolis nie verlassen. Die Karyatiden des Augustusforums sind aus Carrara-Marmor gearbeitet und werden aller Wahrscheinlichkeit nach in Rom gefertigt worden sein.⁴⁶ Hier können die römischen Bildhauer nur auf Gipsabgüsse zurückgegriffen haben.

Gipsabgüsse sind zerbrechlich und reagieren empfindlich auf Feuchtigkeit. Es war daher eher unwahrscheinlich, dass es je einen archäologischen Nachweis ihrer Existenz geben würde – doch genau das ist eingetreten. In Baiae am Golf von Neapel wurde nach dem Zweiten Weltkrieg ein ganzer Komplex von Fragmenten großformatiger Gipsstatuen gefunden, die zuletzt als Füllmaterial verwendet worden waren.⁴⁷ Die ursprüngliche Zahl der Statuen wird auf etwa dreißig geschätzt. Es sind Abgüsse aus Formen, die von fertigen, bereits gesockelten Bronzestatuen abgenommen worden waren;⁴⁸ ein Dutzend davon ließen sich mit bekannten statuarischen Typen identifizieren, die auch durch Kopien überliefert sind. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, Fragmente vom Abguss einer originalen Bronzestatue mit den entsprechenden Partien der betreffenden römischen Kopien zu vergleichen. Deren Genauigkeit erweist sich in den meisten Fällen als spektakulär, sie folgen dem Vorbild bis in die kleinsten Details; Abweichungen liegen oft im Millimeterbereich.⁴⁹ Wir haben es mit *High-Fidelity*-Kopien zu tun. Die empirische Behauptung, wonach es in Rom keine genauen Kopien gegeben hätte, erweist sich als verfehlt.

Interessanter als die empirische Behauptung ist aber in unserem Zusammenhang die normative Perspektive, die damit einhergeht. Mit aller Klarheit wird diese von Elaine Gazda zum Ausdruck gebracht: «Sculptures in the copy category [...] have long been a primary focal point of the deeply engrained view that Roman artists lacked creativity»;⁵⁰ «the act of classifying an

- 46 Schmidt: Die Kopien der Erechtheionkoren, S. 8.
- 47 Christa Landwehr: Die antiken Gipsabgüsse aus Baiae (1985); Carlo Gasparri: L'officina dei calchi di Baia. Sulla produzione copistica di età romana. RM 102,1995, S. 173–187; Landwehr: The Baiae Casts and the Uniqueness of Roman Copies, in: Rune Frederiksen, Eckart Marchand (Hg.): *Plaster Casts. Making, Collecting and Displaying from Classical Antiquity to the Present. Transformationen der Antike* Bd.18, 2010, S. 35–46.
- 48 Landwehr: Die antiken Gipsabgüsse aus Baiae, S. 14–16. Es kann sich also nicht um Abgüsse von Tonmodellen handeln, die der Produktion fertiger Statuen vorausgegangen wären.
- 49 Ebd., Taf. 3–7 (Aristogeiton); Taf. 12–23 (Persephone Korinth); Taf. 26. 34–35 (Amazone Mattei).
- 50 Gazda: *Roman Sculpture and the Ethos of Emulation*, S. 122.

51 Ebd., S. 124.

52 Adolf Furtwängler: Über Statuenkopien im Alterthum, Erster Theil. AbhBayerAkad-WissPhilHistKI, Bd.20,3, 1896, S. 525 ff., hier 544 (= 20).

53 Ebd., S. 529 (= 5).

object as a copy incorporates a fundamental denial of the validity of that object as a unique expression of its own time and culture.»⁵¹ Damit nehmen die Revisionist:innen einen Standpunkt ein, der dem von Furtwängler in den *Meisterwerken* diametral entgegengesetzt ist.

Dennoch, und bei aller Gegensätzlichkeit, ergibt sich zwischen beiden Standpunkten eine überraschende Gemeinsamkeit. Furtwängler hatte die Produktion von Kopien ja in der Tat als ein historisches Symptom für «sinkende Schöpferkraft» interpretiert:⁵² «Im Bewusstsein der eigenen Ohnmacht [habe man zu] den großen Epochen der produktiven Kunst [...] bewundernd aufgesehen.»⁵³ Genau darin liegt auch der Grund, weshalb Furtwängler sich für *griechische* und kaum für *römische* Kunst interessierte: Er sah die Römer primär als Kopisten und im Kopistentum keine eigenständige schöpferische Leistung. Kunstwerk und Kopie waren für ihn gegensätzliche, einander ausschließende Begriffe – und sie sind es auch noch für die Revisionisten bis heute geblieben. Gerade weil sie sich für die Originalität der römischen Bildhauer stark machen, geraten sie zum Schluss, dass wir deren Werke nicht als (bloße) Kopien ansehen dürfen. Furtwängler und den Revisionisten gemeinsam ist die Einschätzung, wonach die Kopie als rein mechanische, unselbständige Fleißarbeit genau das Gegenteil künstlerischer Freiheit und Kreativität verkörpert. Aber woher kommt dieses negative Urteil über das Kopieren? Seit wann wird Kopieren als etwas betrachtet, das eines wahren Künstlers unwürdig sei?

Kopisten im Verruf

Die negative Bewertung des Kopierens und der Kopie ist ein typisch neuzeitliches Phänomen, das sich ideengeschichtlich vor allem aus zwei Voraussetzungen ableiten lässt: der Einrichtung von Kunstakademien seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und dem Aufkommen der Genieästhetik um 1800.

Die erste Kunstakademie wurde 1562 von Giorgio Vasari in Florenz gegründet; sie ist zum Vorbild ähnlicher Institutionen weltweit geworden. Das Ziel der florentinischen *Accademia del Disegno* bestand darin, Maler, Bildhauer und Architekten von den Handwerker-Zünften zu emanzipieren und ihnen gleichzeitig ei-

ne stärkere theoretische Ausbildung zu verleihen. In der Akademie verlagerte sich der Akzent von der handwerklichen Praxis zu dem, was Vasari als *disegno* bezeichnete: Die Bedeutung des Begriffs schwankt zwischen Zeichnung und Entwurf. Die Leistung des Künstlers verschob sich damit von der materiellen Ausführung zur Erfindung. Im selben Zug begannen Maler, aber auch Bildhauer und Architekten sich – in Absetzung vom bloßen Handwerk – als Mitglieder einer intellektuellen Elite zu definieren; in Frankreich bürgerte sich im 18. Jahrhundert die Selbstbezeichnung *artistes* ein – Künstler. Zur selben Zeit begann man für Künste, die in Akademien gelehrt werden, den Begriff *beaux arts* zu verwenden (als Gegensatz zu *arts mécaniques*).

Die zweite Voraussetzung besteht im Aufkommen der modernen Genieästhetik, wie sie vor allem in Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790, §46–49) ihren paradigmatischen Ausdruck gefunden hat.⁵⁴ Nach Kant ist der wahre Künstler ein Genie, das nicht gegebenen Regeln oder Anweisungen oder Vorbildern folgt, sondern aus sich heraus neue Formen und Ideen entwickelt. Es liegt auf der Hand, dass unter dieser Voraussetzung jede Form von Kopieren zum Gegenteil dessen wird, was man von einem originalen Künstler erwartet. Diese Philosophie hat eine unabsehbare Wirkung entfaltet – bis zum heutigen Tag.

Aber nehmen wir einen konkreten Fall: Es handelt sich um ein Selbstbildnis des Bertel Thorvaldsen (1770–1844) aus dem Jahr 1839 (*Abb. 1*).⁵⁵ Thorvaldsen ist in Dänemark geboren und gestorben, hat aber die meiste Zeit seines Lebens in Rom verbracht, wo er eine höchst erfolgreiche Bildhauerwerkstatt betrieb. Das Selbstbildnis von 1839 zeigt ihn in Renaissance-Tracht (die Renaissance ist *die* Epoche der Genies), gestützt auf eines seiner erfolgreichsten Werke, eine Statue der *Spes*. In den Händen hält Thorvaldsen die Werkzeuge seiner Kunst – Hammer und Meißel. Davon ausgehend, würde man meinen, dass wir eine Statue aus Stein vor Augen haben, aber dieser Eindruck trügt: Was wir sehen ist ein Gipsabguss nach einem Tonmodell. Und das ist keine Ausnahme. Thorvaldsen hatte in seiner Studienzeit an der dänischen Kunstakademie in erster Linie das Modellieren erlernt. Bildhauerei in Stein wurde dort nicht gelehrt. Das hat seine ganze spätere Aktivität geprägt. Eigenhändig fertigte er kleinforma-

54 Vgl. M. Willaschek u. a. (Hg.), Kant-Lexicon Bd.1, Berlin 2015, 756–758, s.v. Genie (Christel Fricke).

55 Gipsmodell Kopenhagen, Thorvaldsens Museum, Inv. A162. Stefano Grandesso; Bertel Thorvaldsen (1770–1844), Milano: Silvana Editoriale 2010 (con un catalogo delle opere a cura di L. Skjøthaug), S. 259 Abb. 319; dazu 288, Kat. 573; zur *Spes* a.O. 275, Nr. 171. Vgl. auch G. Bott, H. Spielmann (Hg.): Künstlerleben in Rom. Bertel Thorvaldsen (1770–1844). Der dänische Bildhauer und seine deutschen Freunde, Nürnberg 1992), S. 332, Abb. 5 und S. 523–525, Nr. 4,19.



Abb. 1
Das einzigartige Künstler-
genie im Gipsabguss nach
einem Tonmodell: Bertel
Thorvaldsen, Selbstbildnis,
1839.

tige Tonmodelle an; diese wurden durch angestellte Hilfskräfte in größeres Format übertragen, vom Meister korrigiert und schließlich in Gips abgegossen. Es waren solche Abgüsse, die potentiellen Kunden vorgeführt wurden; Marmorstatuen wurden lediglich auf Bestellung angefertigt. Zu diesem Zweck beschäftigte Thorvaldsen zeitweise bis zu 40 Steinmetzen, deren Aufgabe darin bestand, ein gegebenes Modell durch Punktieretechnik präzise in Stein zu übertragen. Selbstverständlich betrachteten die Kunden (und betrachten auch wir heute) alles, was durch dieses Verfahren erzeugt wurde, als Werk Thorvaldsens; die Namen der angestellten *scalpellini* sind vergessen. Mit der strikten Arbeitsteilung zwischen dem schöpferischen Genie und den kopierenden Handwerkern, denen es lediglich zukommt, die Entwürfe des Genies in Materie zu übertragen, war auch die Möglichkeit einer rationalisierten Serienproduktion gegeben.

Der klare Gegensatz zwischen dem einen, schöpferischen Genie und den vielen, kopierenden Handwerkern ist ein Distinktivmerkmal der Kunstproduktion des 19. Jahrhunderts. Nach diesem Prinzip hat auch Furtwängler den Gegensatz zwischen den schöpferischen Griechen und den kopierenden Römern zu be-

greifen versucht. Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass die amerikanischen Revisionist:innen, die gegen Furtwängler ins Feld zogen, sich selbst in der Umcodierung nicht freimachen konnten von den Restbeständen einer veralteten Ästhetik, die für Furtwängler bestimmend gewesen war. Aber diese Ästhetik ist der Antike vollkommen fremd. Eine Trennung zwischen Kunst und Handwerk hat es im alten Rom ebenso wenig gegeben wie die Vorstellung vom Künstler als Originalgenie, der aus sich heraus Neues schöpft und keine Vorbilder kopiert.⁵⁶ Für die ästhetische Qualität der antiken *High-Fidelity*-Kopie ist die moderne, auf Erfindung, Originalität und Genius orientierte Ästhetik zwangsläufig blind: Wir müssen deren Parameter also außer Kraft setzen.

Tausende Stunden Arbeit an der Kopie

Gehen wir konkret vom handwerklichen Sachverhalt aus. Die Genauigkeit einer Marmor-Kopie setzt einen verlangsamten, sich immer wieder seiner Richtigkeit vergewissernden Arbeitsprozess voraus. Der meißelnde Steinmetz muss sein Erzeugnis immer wieder mit dem Vorbild (bzw. mit dessen Abguss) abgleichen. Aber Abgleichen durch reine Beobachtung ist nicht ausreichend: Es muss immer wieder auch Maß genommen werden, indem bestimmte Punkte am Modell eingemessen und auf das Werkstück übertragen werden. Indem der Kopist einen Messpunkt setzt und, sich an diesem orientierend, die Oberfläche darum herum bearbeitet, verwandelt sich der Messpunkt in eine kleine, kraterartige Erhebung. Diese Erhebungen werden, nachdem sie ihre Kontrollfunktion erfüllt haben, im Zug der Fertigstellung einer Skulptur in aller Regel wieder abgearbeitet, aber bei unfertigen Skulpturen sind sie häufig erhalten geblieben.⁵⁷ Zu belegen sind sie in der Antike seit dem späten Hellenismus, wodurch das Aufkommen des Punktierverfahrens auch datiert werden kann.

Für das Übertragen der Maße vom Original auf die Kopie haben neuzeitliche Bildhauer komplexe Verfahren und Apparaturen entwickelt, über die wir gut informiert sind.⁵⁸ Seit der frühen Neuzeit haben sie Holzkäfige mit verschiebbaren Maßstäben oder horizontale Holzrahmen mit herabhängenden Senkloten

56 Zu den antiken Begriffen «techne» bzw. «ars» und deren Inkommensurabilität mit dem modernen Kunstbegriff vgl. Paul Oskar Kristeller: Das moderne System der Künste, in: ders.: Humanismus und Renaissance II. Philosophie, Bildung und Kunst, München 1976, S. 164–206, v. a. 166–172.

57 Vgl. Klaus Fittschen: Katalog der antiken Skulpturen in Schloss Erbach, Berlin 1977, S. 81 mit Anm. 3–5; einen umfangreichen Katalog von Skulpturen mit Messpunkten bietet Michael Pfanner: Über das Herstellen von Porträts. Ein Beitrag zu Rationalisierungsmaßnahmen und Produktionsmechanismen von Massenware im späten Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit, in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 104, 1989, S. 157–257, hier 236–251. Deutschsprachige Archäologen bezeichnen die erhalten gebliebenen Messpunkte (Englisch: «measuring knobs») gelegentlich als «puntelli». Das suggeriert die Existenz eines italienischen Terminus *technicus* und kann zu Verwirrung führen, da «puntello» auf Italienisch die stabilisierende Strebe einer Marmorstatue bezeichnet. Messpunkte heißen «punti regolatori».

58 Peter Rockwell: The Art of Stone Working: A Reference Guide, Cambridge 1993, S. 118–122.

Abb. 2
Der Meister, das Maß und
die Kunst der Genauigkeit.
Marmorbildhauer mit einer
Punktiermaschine, 1892.



- 59 Vgl. Francesco Carradori: *Istruzione Elementare per gli studiosi della scultura*, Firenze 1802, Taf. VIII-IX.
- 60 Friedrich Offermann: *Aus der Werkstatt des Bildhauers*, in: *Die Gartenlaube* 1892, Heft 14, S. 433–436; Rockwell: *The Art of Stone Working*, S. 121–122 mit Zeichnung 45.
- 61 Pfanner: *Über das Herstellen von Porträts*, S. 157–257, bes. 180–192 («Zirkelkopieren»); Rockwell: *The Art of Stone Working*, S. 119 («three-caliper system»). Silvia Nolte: *Steinbruch – Werkstatt – Skulptur. Untersuchungen zu Aufbau und Organisation griechischer Bildhauerwerkstätten*. Beihefte zum Göttinger Forum für Altertumswissenschaft, Bd. 18, 2006, S. 145–152, 179–184.

verwendet, um die Position beliebiger Punkte am Modell zu vermessen und auf die Kopie zu übertragen.⁵⁹ Im 19. Jahrhundert sind Punktiermaschinen aus Eisen eingeführt worden (*Abb. 2*);⁶⁰ die Maschine besitzt einen Arm mit feststellbaren Gelenken, dessen Spitze jeden Punkt erreichen kann; sie wird zuerst am Modell und dann am Werkstück an drei einander genau entsprechenden Punkten fixiert; so kann jeder am Modell eingemessene Punkt exakt auf das Werkstück übertragen werden.

Wie aber sind antike Bildhauer verfahren? Soweit wir wissen, kannten sie keine aufwendigen Vorrichtungen. Das Verfahren, das sie angewendet haben, beruhte aber auf denselben stereometrischen Prinzipien wie die modernen Kopiermaschinen: Sind drei Fixpunkte gegeben, so ist durch die Entfernung von ihnen jeder beliebige weitere Punkt in seiner räumlichen Position bestimmt.⁶¹ Zunächst werden daher am Modell drei Punkte festgelegt und vermessen, die möglichst weit außen gelegen und weit voneinander entfernt sein sollten – zum Beispiel zwei an der Plinthe und einer am Scheitel der Figur. Sodann überträgt der Kopist das sich ergebende Dreieck maßgetreu und im gleichen Neigungswinkel auf den Block, aus dem die Kopie gemeißelt werden soll. Die räumliche Position jedes weiteren Punktes wird durch

seine Entfernung von den drei primären Fixpunkten definiert. Der Kopist wird die Abstände mit Zirkeln abgreifen und sie auf die Kopie übertragen; so kann er beim Meißeln immer kontrollieren, wie viel Material er noch abarbeiten muss, um die entsprechende Position zu erreichen.

Punktierverfahren und *High-Fidelity*-Kopien kommen beide im selben Zeithorizont auf, beide sind Phänomene des späten Hellenismus. Es liegt nahe, das Punktierverfahren als entscheidende technische Voraussetzung für die Treue der Kopie zu verstehen. Deren hoher Anspruch auf Exaktheit hätte sich ohne entsprechende Messgenauigkeit gar nicht verwirklichen lassen. Je mehr Punkte eingemessen werden, desto höher wird die erzielte Genauigkeit: Genauigkeit und Arbeitsaufwand verhalten sich exakt proportional zueinander.

Vor einigen Jahren hat der Steinrestaurator und Bildhauer Silvano Bertolin versucht, diesen Arbeitsaufwand schätzungsweise zu bestimmen. Für die messgenaue, durch Punktierverfahren unterstützte Kopie einer weiblichen Gewandstatue des 5. Jahrhunderts ist er auf 2200 Arbeitsstunden gekommen; eine ohne Vermessungsaufwand freihändig gemeißelte Statue derselben Größe und Komplexität hätte hingegen nur 1400 Arbeitsstunden erfordert.⁶² Solche Schätzungen bleiben approximativ. Nicht zu bezweifeln ist allerdings, dass jede Steigerung der Genauigkeit eine bewusste Entscheidung voraussetzt und einen hohen Aufwand erforderte. Die ersten *High-Fidelity*-Kopien, die im späten Hellenismus auf den Markt kamen, müssen zu einem hohen Preis angeboten worden sein. Sie hätten sich kaum durchgesetzt, wenn sie auf römischer Seite nicht auf entsprechende Nachfrage gestoßen wären. In Rom wurde die Treue einer Kopie zum Original offenkundig so sehr geschätzt, dass man bereit war, den dafür notwendigen Mehraufwand zu honorieren. Daneben gab es selbstverständlich auch billige Serienproduktion. Ein gutes Beispiel dafür sind die oben erwähnten Skulpturen, die nicht eine bestimmte Vorlage kopierten, sondern lediglich nach einem summarischen Rezept gefertigt wurden. Solche Figuren konnten von einem guten Steinmetzen ohne Bezugnahme auf ein vorliegendes Modell freihändig improvisiert werden: Hier wurde nicht nach Genauigkeit gestrebt, der Aufwand war wesentlich gerin-

62 Angeführt bei Christa Landwehr: *The Baiiae Casts and the Uniqueness of Roman Copies*, in: R. Frederiksen, E. Marchand (Hg.): *Plaster Casts: Making, Collecting and Displaying from Classical Antiquity to the Present*, Berlin 2010, S. 35–46, hier 37; Bertolins Schätzung bezog sich auf eine Statue der Amazone Typus Sciarra; für deren Abguss in Gips rechnet er ca. 500 Arbeitsstunden.

- 63 So spricht Peter Stewart: Statues in Roman Society, S. 234 in Bezug auf das Kopieren von «creative inertia» und formuliert das allgemeine Gesetz: «it is always easiest to follow the guidelines of a model rather than creating something new.» In banalisierter Form bleibt hier das Modell Kantscher Genieästhetik wirksam.
- 64 Nicht mit Kopien zu verwechseln sind die (relativ seltenen) Fälle einer Wiederholung desselben Entwurfs: Volker M. Strocka: Variante, Wiederholung und Serie in der griechischen Bildhauerei, JdI 94, 1979, S. 143–173; Tonio Hölscher: Penelope für Persepolis, oder: Wie man einen Krieg gegen den Erzfeind beendet, JdI 126, 2011, S. 33–76.
- 65 Jörg-Peter Niemeier: Kopien und Nachahmungen im Hellenismus. Ein Beitrag zum Klassizismus des 2. und frühen 1. Jhs. v. Chr, Bonn 1985, v. a. S. 94–110. Zum kulturellen Hintergrund vgl. Wilfred Geominy: Der Schiffsfund von Mahdia und seine Bedeutung für die antike Kunstgeschichte, in: Gisela Hellenkemper Salies u. a. (Hg.): Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia. Ausstellungskatalog Bonn, Rheinisches Landesmuseum 1994, S. 927–942.
- 66 Furtwängler: Über Statuenkopieen im Alterthum.
- 67 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: ders.: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann (u. a.), Bd.1,2 (1974), S. 350–384.

ger als bei der Produktion exakter Kopien. Statuen dieser Art konnte man in großen Margen herstellen.

Bis heute ist es üblich, das Kopieren als eine Art Nullstufe zu verstehen, von der ein Anfänger zu Übungszwecken ausgeht oder auf die ein Künstler zurückgeworfen wird, wenn seine schöpferische Kreativität erlahmt.⁶³ Diese negative Einschätzung des Kopierens scheint mir grundsätzlich verfehlt. Sie passt auch nicht zum historischen Befund: Kopien, die sich um möglichst weitgehende Treue zu einem Vorbild aus vergangener Zeit bemühen, gibt es nicht zu allen Zeiten. In archaischer Zeit, in der Klassik und im frühen Hellenismus würde man sie vergeblich suchen.⁶⁴ Die frühesten Beispiele stammen aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. u. Z.⁶⁵ Furtwängler sah in ihrem Aufkommen ein Symptom künstlerischer Schwäche und ein Zeichen des Niedergangs.⁶⁶ Auch dieses Lamento kann nicht überzeugen. Erlassende Kreativität und künstlerische Dürrephasen hat es zu allen Zeiten und in allen Kulturen gegeben: Das exakte Kopieren von Statuen ist hingegen ein historisch singuläres Phänomen, das eine bewusste Entscheidung und eine komplexe, aufwendige Technik voraussetzt. Die *High-Fidelity*-Kopie ist als eine überraschende und originelle Neuerfindung zu verstehen. Sie ist so erfolgreich gewesen, dass die Genauigkeit einer Kopie uns heute (sehr zu Unrecht) als eine langweilige Selbstverständlichkeit vorkommt; wir sollten lernen, uns darüber wieder zu wundern.

Ästhetische Selbstbehauptung der Kopien

Als Walter Benjamin in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts seine Gedanken über das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit niederschrieb, hatte er bekanntlich nicht die römischen Kopien im Auge, sondern serielle Phänomene und fabrizierte Reproduktionen der Gegenwart.⁶⁷ Es ging ihm um Photographie und Tonaufnahme als technische Voraussetzungen für die Reproduktion von Kunstwerken. Dennoch erweitern sich seine Kategorien auch in unserem Zusammenhang als hilfreich. An den modernen Techniken der Photographie und der Tonaufnahme interessierte Benjamin die Möglichkeit, Kunstwerke massenhaft zu reproduzieren, mit hoher Geschwindigkeit und geringem Arbeitsaufwand. Für die mit unendlichem Zeit-

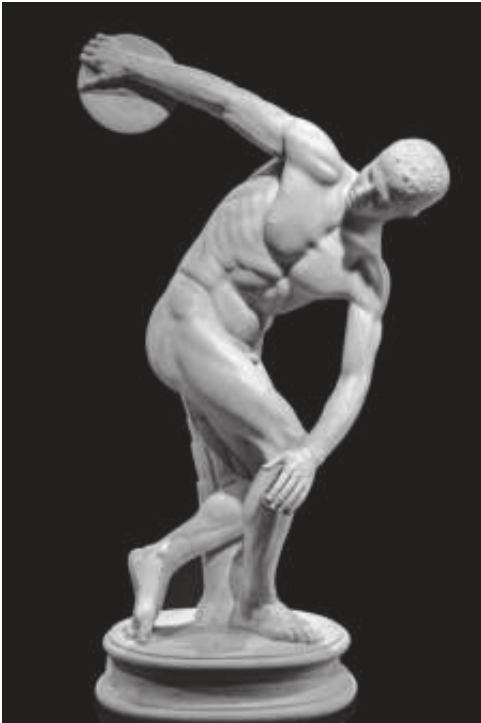


Abb. 3
Die virtuose Kopie des
Myronischen Diskuswerfers:
hier in einer im Originalitäts-
geist des späten 18. Jahrhun-
derts restaurierten Form.

aufwand in präziser Handarbeit entstandenen, antiken *High-Fidelity*-Kopien gilt das genaue Gegenteil.

Die griechischen Bildhauer des 5. und 4. Jahrhunderts hatten vor allem in Bronze gearbeitet. Römische *High-Fidelity*-Kopien bestehen hingegen fast immer aus Marmor. Bronzekopien gibt es zwar auch, aber viel seltener; diese Seltenheit hängt sicher auch damit zusammen, dass viele eingeschmolzen worden sind, um das Material wiederzuverwenden; es dürfte in der Antike deutlich mehr davon gegeben haben. Wichtig ist aber in unserem Zusammenhang, dass man sich sehr oft, wahrscheinlich in der Mehrzahl der Fälle, beim Kopieren eines bronzenen Vorbildes für einen Materialwechsel zum Marmor entschieden hat. Wie ist diese Präferenz zu erklären? «Der ganz banale Grund, weshalb man lieber in Marmor kopierte und den Materialwechsel in Kauf nahm, liegt darin, dass bei der Marmorkopie unmittelbar anschaulich wurde, dass es sich um eine Kopie handelte.»⁶⁸ Wie nah eine Marmorkopie ihrem Bronzenvorbild auch kommen mag – sie wird immer schon auf den ersten Blick als Kopie zu erkennen sein. Aber was machte die Wichtigkeit dieser Unterscheidung aus?

Diese Beobachtung ist vor dem Hintergrund einer fundamen-

68 Wilfred Geominy: Zwischen Kennerschaft und Cliché. Römische Kopien und die Geschichte ihrer Bewertung, in: Gregor Vogt-Spira, Bettina Rommel (Hg.): *Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma*, Stuttgart 1999, S. 38–59, hier 48.

Abb. 4
Die Messpunkte als Signal
der Qualität, Kopie des
Myronischen Diskuswerfers,
Detail.



69 Hans Jucker: Vom Verhältnis der Römer zur bildenden Kunst der Griechen, Frankfurt/M. 1950, S. 87–117; Caroline Vout: Classical Art. A Life History from Antiquity to the Present, Princeton 2018, S. 52–70.

70 Cic. Verr. 2,1,57.

71 Vgl. Paul Zanker: Augustus und die Macht der Bilder, München 1987, S. 144–147.

talen Ambivalenz in der Einstellung der römischen Elite zu Kunstwerken der griechischen Klassik zu verstehen.⁶⁹ Einerseits waren in den öffentlichen Räumen Roms zahllose klassische Kunstwerke ausgestellt: sie wurden hoch geschätzt, und von einem gebildeten Menschen erwartete man auch ein gewisses Ausmaß an einschlägiger Kennerschaft. Andererseits galten Auswüchse privater Sammelleidenschaft als problematisch und konnten leicht im Sinn von *libido* bzw. *voluptas* ausgelegt werden,⁷⁰ als Neigung zu elitärem Luxus, zügelloser Begierde und unbeherrschter Genusssucht.⁷¹ Die Erwerbung von Kopien hingegen war unverfänglich. Umso wichtiger war es, die Kopien als solche zu kennzeichnen.

Wenn diese Interpretation zutrifft, dann besteht das Problem einer *High-Fidelity*-Kopie nicht zuletzt darin, dass sie widersprüchliche Anforderungen zu erfüllen hat: Einerseits wird von ihr größtmögliche Treue zum Vorbild erwartet, andererseits darf sie auf keinen Fall mit ihm verwechselt werden; sie soll zugleich auf das Vorbild und auf sich selbst, auf ihre eigene Qualität als Kopie verweisen. Man ist versucht, die widersprüchliche Anforderung als klassisches *double bind* zu interpretieren. Die Betrachtung

tung eines berühmten Bildwerks soll zeigen, welche Möglichkeiten sich boten, eine solche Doppelbotschaft konkret umzusetzen.

Eine höchst qualitätvolle Kopie des Myronischen Diskuswerfers, die 1781 auf dem Esquilin gefunden worden ist, weist im Haar oberhalb der Stirn zwei Messpunkte auf (*Abb. 3 und 4*).⁷² Solche Hilfspunkte wurden in der Endphase des Arbeitsprozesses normalerweise getilgt, sodass sie sich bei fertigen Kopien nicht mehr nachweisen lassen. Die vorliegende Kopie ist vollkommen präzise zu Ende gearbeitet und sorgfältig geglättet worden. Dennoch hat der Kopist die zwei Messpunkte in denkbar auffälliger Lage stehen gelassen. Man wird schwerlich an ein Versehen glauben wollen: Die Messpunkte wurden stehen gelassen, weil sie vom Betrachter bemerkt werden sollten. Es wird sich gewiss nicht um zwei der primären Ausgangspunkte handeln. Dazu liegen sie zu nah beieinander; eher dürften sie zu den letzten Punkten gehört haben, die vermessen wurden, als der Bildhauer an der Kalotte des Diskuswerfers arbeitete; der enge Abstand zwischen ihnen soll dokumentieren, welcher Aufwand an Messgenauigkeit hier getrieben worden war.

Aber das ist bei dieser Kopie nicht das einzige Element, das ein Signal an den Betrachter sendet. Der römische Kopist hatte seinen Diskuswerfer mit einem langen marmornen Steg versehen, der von der Hüfte bis zum Diskus in der nach hinten gestreckten rechten Hand führte (dieser Puntello hat sich nicht erhalten – und wir werden gleich sehen, warum).⁷³ Stege bzw. Streben dieser Art finden sich in der römischen Plastik häufig; oft sind sie kurz und unauffällig, können aber gelegentlich, wie in diesem Fall, eine kaum zu übersehende Form annehmen.⁷⁴ Ihre primäre Funktion besteht zweifellos darin, der Marmor-Statue größere Stabilität zu verleihen. Bronzestatuen konnten frei in den Raum ausgreifen und ein nahezu unbegrenztes Spektrum an Bewegungen zur Darstellung bringen. Wenn man ein solches Motiv in Marmor übertrug, ergaben sich oft statische Probleme. Dem lässt sich durch ein Puntello entgegenwirken; andererseits erhöht sich im gleichen Zug die Gefahr, dass die Strebe selbst brechen könnte, vor allem während der Meißelarbeit. Je länger und dünner eine Strebe ist, desto deutlicher zeigt sie die handwerkliche Virtuosität an, die sie dem Bildhauer abverlangt hat; und genau darin

72 Sog. Discobol Lancellotti: Museo Nazionale Archeologico Romano (Palazzo Massimo alle Terme), Inv. 126371; Museo Nazionale Romano, *Le Sculture* I,1. Rom 1979, 184–186, Nr. 120 (E. Paribeni); zur Datierung der Kopie vgl. Hans Lauter: *Zur Chronologie römischer Kopien*, S. 111, Nr. 3. Zur Darstellung des Diskuswurfes vgl. Luca Giuliani, Maria Luisa Catoni: *Myron und die Kunst des Diskuswerfers*. RM 122, 2016, S. 13–42.

73 Vgl. Giuseppe Antonio Guattani: *Monumenti antichi inediti*, 1784, Febr. XIII.: «[aveva] und grandissimo puntello sotto il braccio destro [...] prima che il braccio fosse impernato.» Eine ähnlich auffällige Strebe hatte auch die Diskuswerfer-Replik aus Castel Porziano: Rom, Museo Nazionale Romano, Inv. 56039: *Museo Nazionale Romano, Le sculture*, I,1, Rom 1979, 180, Nr. 117 (D. Candilio).

74 Eine meisterhafte Interpretation der Streben (engl.: struts bzw. supports; ital.: puntelli) liefert Anna Anguissola: *Supports in Roman Marble Sculpture. Workshop Practice and Modes of Viewing*, Cambridge 2018.

- 75 So die Formulierung des Plinius, NH 35,36; die Stelle bezieht sich auf die Laokoon-Gruppe im Vatikanischen Belvedere; diese sieht so aus, wie wenn sie aus einem einzigen Block gemeißelt wäre – auch wenn sie tatsächlich aus mehreren Teilen kunstvoll zusammengefügt wurde. Zur Interpretation der *ex-uno-lapide*-Formel vgl. Salvatore Settis: *Laocoonte. Fama e stile*, Roma 1999, S. 42, 79–81.
- 76 Zu Recht spricht Anguissola (Supports in Roman Marble Sculpture, S. 165) von «conspicuous consumption», in Anlehnung an Thorstein Veblen: *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study in the Evolution of Institution*, New York 1999 (Kap. 4).
- 77 Der Diskobol vom Esquilin trägt keine Signatur. Vgl. Ludovico Rebaudo: *Apollonios Archiou Athenaios epoese. Il problema delle firme dei copisti*. *Mare Internum* 11, 2019, S. 43–54.

liegt auch der Grund, weshalb sie in unserem Fall eine so auffällige Form erhalten hat.

Der Restaurator freilich, der unseren Diskuswerfer im späten 18. Jahrhundert aus den fast vollständig erhaltenen Fragmenten zusammensetzte, hat die Stütze kurzerhand eliminiert und die Stellen, an denen sie ansetzte, geglättet; den rechten Arm mit dem Diskus, der abgebrochen war, hat er an der Schulter mit einem Dübel wieder angesetzt. Dieses Vorgehen ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil auch der antike Bildhauer eine ähnliche Lösung hätte wählen können: Auch ihm wäre es möglich gewesen, den rechten Arm separat zu meißeln und an der Schulter anzusetzen. Diese Technik hat man im Hellenismus häufig benutzt: Skulpturen weisen oft Anstückungen auf, die entweder geklebt oder gedübelt wurden. In römischer Zeit ist man indes meistens dazu übergegangen, auch räumlich ausgreifende Figuren aus einem einzigen Block zu arbeiten, «*ex uno lapide*».⁷⁵ Für diese Lösung hat sich auch der römische Kopist unseres Diskuswerfers entschieden. Das implizierte einen verschwenderischen Umgang mit Marmor. Wäre der rechte Arm separat gearbeitet worden, wäre der Bildhauer mit einem wesentlich kleineren Block ausgekommen. Genau dieser Aufwand an Marmor und an Meißelarbeit wurde durch die auffällige Strebe signalisiert.⁷⁶ Dass der neuzeitliche Restaurator die Strebe wegließ, ist wiederum bezeichnend für einen veränderten Geschmack: Der lange, unübersehbar in Szene gesetzte marmorne Steg erschien ihm als ein störendes Element, das die Illusion einer freien, lebendigen Bewegung konterkarierte. Antike Betrachter müssen die Statue ganz anders wahrgenommen haben: als ein meisterhaftes Artefakt, das den Blick nicht zuletzt auf das Material lenkt, aus dem es besteht, und damit zugleich auf die Virtuosität, mit der es vom Bildhauer gestaltet worden ist. *High-Fidelity*-Kopien wie diese sind Unikate von höchster Qualität, die ihre Virtuosität selbstbewusst zur Schau tragen und dementsprechend auch gelegentlich signiert werden können.⁷⁷ Keiner der von Thorvaldsen angestellten *scalpellini* wäre je auf die Idee gekommen, eine Figur mit seinem eigenen Namen zu signieren.

Unsere Kopie des Myronischen Diskuswerfers ist keineswegs als ein Surrogat zu verstehen, das die Aufmerksamkeit des Be-

trachters von sich selbst ablenkt, um sie ganz auf das Original zu fokussieren. Myrons Werk war eine Bronzestatue gewesen; die Kopie besteht aus Marmor und unterliegt damit ganz anderen technischen Bedingungen. Durch die schlechterdings nicht zu übersehende Strebe signalisiert der Bildhauer mit Stolz, dass er sein Werk aus einem einzigen Marmorblock herausgemeißelt hat. Er verweist einerseits auf das berühmte Kunstwerk des 5. Jahrhunderts, dessen Formen er akribisch in Stein übertragen hat, andererseits aber auch auf sich selbst, indem er seine handwerkliche Virtuosität und Genauigkeit zur Schau stellt. Es ist genau diese (bis zu einem gewissen Grad paradoxe) Kombination aus Originaltreue und Selbstverweis, die den ästhetischen Reiz der Kopien als Gattung ausmacht – ein Reiz, der sowohl von Furtwängler wie von den neueren Revisionisten weitgehend verkannt worden ist.

Bildnachweis: Abb. 1: Mit freundlicher Genehmigung des Thorvaldsens Museum, Kopenhagen. Foto: Jakob Faurvig. – Abb. 2: aus: Die Gartenlaube (1892), S. 436. Zeichnung: M. Henze. – Abb. 3 und 4: Museo Nazionale Romano. Mit freundlicher Genehmigung des Ministero della cultura – Museo Nazionale Romano. Foto: S. Sansonetti.

Konzept & Kritik

KAI SINA

Im Pantheon der geistigen Teddybären

Odo Marquard als Reclam-Autor

Nichts lag Odo Marquard ferner als die Vorstellung, an einem philosophischen Gesamtwerk zu schreiben. Er, der fest davon überzeugt war, dass für uns allenfalls «Ergänzungen ohne Ganzes»¹ erreichbar seien, der vom Menschen als einem Wesen ausging, das seine Unzulänglichkeiten, seine Schwächen und Fehler auszugleichen versuche, ohne ihnen doch jemals zu entkommen – wie hätte ausgerechnet er von seiner lebenslangen Arbeit als einem kohärenten Ganzen, als einer abgeschlossenen Einheit im Sinne der klassischen Werkidee sprechen können? Das Gegenteil zu behaupten, in Marquard also einen Anhänger des Fragmentarischen zu sehen, wäre aber ebenso falsch: «Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge» – keine Haltung zum Schreiben und Denken, ja zur Wirklichkeit überhaupt wäre ihm fremder gewesen als die Melancholie eines romantischen Intellektuellen.

Stattdessen bevorzugte Marquard den zwischen partikularen Einzelwerken und totalisierendem Gesamtwerk angelegten Werkkomplex. Überblickt man nur Marquards Buchveröffentlichungen, die in einem Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren an ganz unterschiedlichen Orten erschienen sind, so hebt sich aus dem Buntgescheckten eine Serie gelb leuchtend in den Vordergrund. Es handelt sich um insgesamt sechs in Reclams Universalbibliothek er-

schienene Essaysammlungen, beginnend im Jahr 1981 mit dem Bändchen *Abschied vom Prinzipiellen*, endend mit dem Titel *Skepsis in der Moderne* von 2008. Dies entsprach offenbar Marquards philosophischen Grundüberzeugungen: ein publizistisches Ensemble innerhalb eines vielgestaltigen Ganzen, das sich gleichermaßen dem «Außerordentlichkeitsbedarf» der Werkemphatiker wie der «außerordentlichen Negation» der Fragmentariker entzieht,² ganz im Sinne einer «Kultur der Mitte»,³ als deren Verteidiger er sich ausdrücklich verstand.

Ein ernstzunehmender deutscher Philosoph

Hinter der Entscheidung für das Verlagshaus Philipp Reclam jun. steht ein biografisch weit zurückgehender und lang andauernder Konflikt um intellektuelle und soziale Zugehörigkeit, der sich mit einem anderen Verlagsnamen verbindet, nämlich Suhrkamp. In dessen Backlist findet sich zumindest ein Marquard-Titel, der aus mehreren früheren Aufsätzen und einer neu verfassten Einleitung zusammengesetzte Band *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, erschien zuerst 1973 in der von Jürgen Habermas, Dieter Henrich und Jacob Taubes herausgegebenen Reihe *Theorie*.⁴ Seine in einem Brief an Siegfried Unseld vom 27. September 1972 dokumentierte Entstehungsgeschichte ist aufschlussreich.

Sie ist es vor allem deshalb, weil Marquard unter anderem auf eine dem Publikationskontext angemessene Schreibweise zu sprechen kommt. Für seinen Auftritt bei Suhrkamp wolle er ausschließlich den «approximativ seriösen», nicht den «transzendentalbelletristischen Marquard», den «Hofnarren der Zukunft» zur Geltung bringen – das wäre ihm, also Unseld, «sicher lieber».⁵ Der leicht devote Gestus, mit dem sich Marquard an den Verleger wendet, zeigt eines ziemlich klar: Hier will einer dazugehören, und dies schließt für ihn die Bereitschaft ein, seine exzentrische Position innerhalb des Faches – als ein dem Literarischen zugeneigter Philosoph, der sich, komisch und respektlos, um Fragen der Seriosität wenig schert – zumindest temporär zu verlassen. Nur einmal einer von ihnen sein, also ein ernsthafter und ernstzunehmender deutscher Philosoph – kein geringeres Versprechen verbindet sich für Marquard 1972 mit dem Namen Suhrkamp.

Indessen konnte er nichts wissen von den Plänen der Reihenherausgeber Habermas, Henrich und Taubes. Worum ging es ihnen? Um ihre Reihe, die in erster Linie der «kritischen Gesellschaftstheorie auf der Linie der neuen Linken»⁶ gewidmet war, nicht zu einem «ideologischen Forum» werden zu lassen und außerdem der Tatsache Rechnung zu tragen, dass «Aufklärung nicht immer von ›links‹ kam», sollten gezielt auch ideologische «Gegner» als Autoren angeworben werden – dies hat Philipp Felsch anhand von Korrespondenzen aus dem Siegfried Unseld Archiv rekonstruiert.⁷ Das Bestreben des bürgerlichen Philosophen Odo Marquard, der sich allenfalls in seinen Anfangsjahren als progressiv verstand,⁸ ins Herz der Suhrkamp-Kultur vorzustößen, wäre aus dieser Sicht immer schon vergeblich gewesen. Sein Buch sollte einer ideologischen Arretierung der *Theorie*-Reihe vorbeugen, durchaus funktional, durchaus punktuell.

Im engeren Sinne betraf dies jenen Aspekt, den Marquard im Titel seines Suhrkamp-Buches adressierte, also die Geschichtsphilosophie. Für die 1966 neu gegründete Reihe war der Anspruch kenn-

zeichnend, «einem neuen Denkstil Konturen zu verleihen, der nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern aus geschichtsphilosophischen Gründen geradezu unvermeidlich war», so äußerte sich Taubes in einem Brief an Karl Markus Michel, der seinerzeit Lektor bei Suhrkamp war. Das Ziel bestünde darin, aus der Philosophie eine Disziplin werden zu lassen, in der «sich das neue Bewußtsein auszusprechen versucht».⁹ Wie grundfremd Marquard dieser ihm wohl ebenfalls nicht ausdrücklich bekannte Anspruch gewesen sein musste, daran lässt schon der Eingangssatz seines Bandes mit der gezielt frechen Kontrafaktur auf Marx' elfte Feuerbachthese keinen Zweifel (übrigens ein Selbstzitat aus der Dissertation *Skeptische Methode im Blick auf Kant* von 1958): «Die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert; es kömmt aber darauf an, sie zu verschonen.»¹⁰ Gemessen an dem von Taubes beschriebenen Ehrgeiz der *Theorie*-Reihe erscheint Marquards von Skepsis getragenes Buch als ein Fremdkörper,¹¹ der vermutlich bewusst so positioniert worden ist, um dem möglichen Vorwurf der geschichtsphilosophisch überformten Linksorthodoxie zuvorzukommen. Zu einem der ihren erklärt hatten die Herausgeber den Verfasser der *Schwierigkeiten* damit noch lange nicht.

Underprotected durch Suhrkamp

Nicht zuletzt so ließe sich die Frustration erklären, die sich in Marquards Brief an den Suhrkamp-Verlag vom Juli 1983 artikuliert, verfasst zehn Jahre nach Erscheinen seiner Kritik an der Geschichtsphilosophie. Anlass seines Schreibens ist zum einen der zögerliche Fortgang von Helmut Plessners *Gesammelten Schriften*, zu deren Herausgebern er zählte. Der achte Band der Ausgabe habe schon «fast ein halbes Jahr Verspätung», er wolle in einem bereits in der Druckfahne vorliegenden Aufsatz nach der neuen Ausgabe zitieren, lauter Blockaden seien noch aufzulösen, wie bitteschön solle er das Problem lösen, «ohne die Ausgabe zu blamieren»? Der energiegeladene Tonfall setzt sich fort: Er plane während sei-

nes Aufenthaltes am Berliner Wissenschaftskolleg, auf dessen Briefpapier das Schreiben getippt ist, ein Buchmanuskript fertigzustellen mit dem vorläufigen Titel «Einwilligung in das Zufällige». «Mehrere andere Verlage» hätten bereits Interesse angemeldet, aber immerhin sei er ein «in bescheidener Weise» im Verlagsprogramm vorkommender «Suhrkamp-Autor», weshalb er sich zunächst an die Frankfurter Lindenstraße wende. Es folgen gleich mehrere Fragen: ob man an dem Buch überhaupt interessiert sei; in welcher Auflagenhöhe es erscheinen könne; wie man den Band bewerben wolle.

Gerade der letzte Punkt reizt Marquard zu einem Vergleich: Das zwei Jahre zuvor erschienene Reclam-Heft *Abschied vom Prinzipiellen* habe in nur einem halben Jahr 15 000 Exemplare verkauft, die *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie* bei Suhrkamp habe demgegenüber in acht Jahren lediglich eine Auflage von 8000 erreicht – und dies, so fügt Marquard an, «wesentlich durch meine Aktivitäten». Eine merkwürdige Gegenüberstellung, denn natürlich sticht die auf einen gebildeten Massenmarkt zielende Reclam-Publikation den an ein erweitertes Fachpublikum adressierten Suhrkamp-Band in puncto Auflagenhöhe ohne Schwierigkeiten aus. Worauf Marquard mit seinem Vergleich hinauswill, ist offenbar eine Positionierung und Distribuierung seines Buches, die beides miteinander verbindet: das fachspezifische Renommee von Suhrkamp, die mediale Reichweite von Reclam.

Nach einigen technischen und organisatorischen Informationen schließt der Brief mit einer trotz-aggressiven Schlussformel: «Ich fühle mich etwas underprotected durch Suhrkamp; vielleicht begrüßen Sie ja die Gelegenheit, als Autor loszuwerden / Ihren / Sie trotzdem herzlich grüßenden / Odo Marquard.»¹² Was zunächst als geschäftsbriefartige Anfrage daherkommt, ist tatsächlich ein Abschiedsbrief, dessen Zeilen durchdrungen sind von Enttäuschung und beigemischem Trotz: Wenn ich nicht ganz dazugehören kann, will ich lieber gar nicht dazugehören.

Eine heitere Totenbeschwörung

Ohne diese Vorgeschichte übersieht man leicht, dass Marquards keineswegs exklusives, aber doch kontinuierliches, fast zwanzig Jahre umspannendes Engagement bei Reclam nicht nur programmatische, sondern auch pragmatische Gründe hatte. Dass es sich um eine gleichsam natürliche, im Zusammenhang mit den eigenen philosophischen Grundüberzeugungen stehende Verlagsentscheidung handelte – zu dieser eigenen geschichtsphilosophischen Überformung kommt es folglich erst im Nachhinein. Ausdrücklich geht dies aus einem, soweit ich sehe, bisher unveröffentlichten Text hervor, den Marquard 1999 anlässlich eines verlagsinternen Ereignisses verfasste, nämlich der Verabschiedung des langjährigen Geschäftsführers Dietrich Bode. Schon sein Titel lässt keinen Zweifel daran, dass der «Hofnarr der Zunft», den Marquard für Unseld noch meinte zum Schweigen bringen zu müssen, nunmehr keine Zurückhaltung kennt: *Bücher, Teddybären und Geschäftsführer des Weltgeists. Die gelben Jackentaschenbücher der Universal-Bibliothek*.

Marquard beginnt mit Äußerlichkeiten, mit Anmerkungen zur Farbe, zum Gewicht, zur Größe der Reclam-Hefte. Die gelbe Hülle sei schon allein deswegen gut, weil man die Bücher so immer schnell finden könne. Auch die Leichtigkeit sei wichtig, weil es die Lektüre «unstrapaziös» mache und «keine schwerathletischen Anstrengungen» von der Lektüre ablenkten. Das kleine Format aber sei besonders wichtig: Ein Taschenbuch von Reclam passe «tatsächlich sogar in Jackentaschen», weshalb man es ständig mit sich herumtragen könne – besonders dies sei aus seiner Sicht «essentiell».¹³

Der zuletzt genannte Punkt ist erklärungsbedürftig: Warum sollte es gerade entscheidend sein, Bücher mit sich herumtragen zu können? Zur Begründung umreißt Marquard in groben Strichen die sogenannte Kompensationstheorie, die bis heute oft mit seinem Namen verknüpft wird: Weil sich in der «modernen Innovationswelt immer mehr immer schneller» ändere, woraus anhaltende «Ver-

trauthetsverluste» resultierten, müssten die Menschen ständig «ihre eiserne Ration an Vertrautem [...] mit sich führen und überall mit herumtragen», ähnlich wie die Kleinkinder ihre als Übergangsobjekte dienenden Teddybären. So gesehen, seien die Reclam-Bändchen «der geistige Teddybär des modernen Menschen»: «Je moderner die moderne Welt wird, desto unverzichtbarer werden [...] die gelben Jackentaschenbücher.»

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund ist wohl der Seitenhieb gegen die Geschichtsphilosophie zu verstehen, den Marquard an sein kompensations-theoretisches Referat anschließt. Reclam verwalte mit seinen Heften die «vertrauthetsgewährleistende Bibliothek des Weltgeistes», doch während Hegel mit seiner Rede von den «Geschäftsführern des Weltgeistes» an überlebensgroße Individuen wie «Alexander, Caesar, Napoleon» gedacht habe, denke er selbst bei den Stichwörtern «Weltgeist, Geschäftsführer» nur an jene Person, deren Name prosaischer nicht sein könnte: Dietrich Bode. In der menschenfreundlichen Komik dieses Satzes offenbart sich, was Marquard in einem seiner Reclam-Bände unter der Überschrift *Apologie der Bürgerlichkeit* ausführlich dargelegt hat: Aufwertend betont er das «Geregelte gegenüber dem Erhabenen», «die Geschäftsordnung gegenüber dem Charisma».¹⁴

Seine Ausführungen abschließend, wünscht Marquard dem scheidenden Verlagsleiter «alles Gute» – auch im Namen der anderen «etwa 5000 Autoren» des Verlags, «von Homer über Goethe bis Marquard», von denen «die meisten leider schon tot seien», weshalb sie nun durch ihn, «einen Lebenden», vertreten werden müssten. Aus dem Grußwort wird eine kleine, heitere Totenbeschwörung.

Homer, Goethe – Marquard?

Dass sich Odo Marquard in eine Reihe neben Homer und Goethe stellt, ist allerdings mehr als nur ein Witz auf eigene Kosten. Diskret deutet Marquard auf die Nähe und Neigung seiner Philosophie zum Literarischen hin, die er im Brief an Unseld

von 1972 mit dem Begriff einer im Suhrkamp-Umfeld vermutlich unangebrachten «Transzendentalbelletristik» belegt hatte.

Eingehender befasst sich Marquard mit dem für seine Arbeit kennzeichnenden Verhältnis von Philosophie und Literatur unter anderem in seinem Kurzaufsatz *Skepsis und Stilbedarf* aus dem Jahr 2000. Darin erläutert er die Annäherung der Philosophie an die Literatur zunächst als ein Ergebnis der Skepsis, womit er auf einen Zentralbegriff seiner Schriften Bezug nimmt. In ihrer «individuellen literarischen Qualität und Gestalt» spiegele die Philosophie ihren Zweifel sowohl an einer «theologischen bzw. ersatztheologischen Totalität» als auch an einer «Wissenschaftlichkeit durch fortschrittliche Methoden», die sich schlimmstenfalls zu einer «absoluten Philosophie des Absoluten» verbänden. Der Verlust «umstandsüberlegener Souveränität und souveräner Umstandsüberlegenheit» führe zu einer «umstandsbezogenen Sprache», in der sichtbar zum Tragen komme, was sowieso unabweisbar sei: dass philosophische Wahrheiten nur auf dem Wege der rhetorischen Plausibilisierung, des überzeugenden Wortspiels zu haben sind.¹⁵

Zu dieser Philosophie gehört für Marquard auch, dass sich die «Selbstverständlichkeit des Gelesenwerdens» zersetze, zumal «angesichts der modern schnell wachsenden Quantität, der gegenwärtig zunehmenden Uferlosigkeit des Geschriebenen». Nur durch eine «literarische Form, durch Stil» lasse es sich vor der Welt rechtfertigen, überhaupt noch etwas zu schreiben – und dem Papierkorb, «trotz seines Grundrechts» auf Inhalt, nicht gleich alles Geschriebene zu überlassen. Die in den Geisteswissenschaften üblichen Druckkostenzuschüsse sind für Marquard daher auch nichts anderes als «Auszeichnungen für's voraussichtliche Nichtgelesenwerden».

Schließlich müsse die Philosophie zur «Neigungslektüre» werden, ansonsten habe sie ihren Zweck und Sinn ohnehin verfehlt, sie müsse «aus Gedanken bestehen, die man auch in schweren Lebenslagen noch bemerkt und mit denen man es

notfalls ein Leben lang aushalten kann». Der Philosoph müsse sich zugleich als Schriftsteller verstehen, der die gewitzte Pointe ebenso wenig scheut wie eine anspruchsvolle Rhythmik, eine überzeugende Komposition, die Metapher und – besonders wichtig – die Komik und das Erzählen. Die Lust am Text, die man als Verfasser solcher Texte verspüren könne (und von der mit ausdrücklichem Rekurs auf Barthes die Rede ist), würden zweifellos auch die Mitmenschen goutieren.¹⁶

Philosophie als Hilfs- und Heilmittel

Die Möglichkeit, das philosophische Buch in der Tasche mit sich herumzutragen, die Nähe zur Literatur, der kompensatorische und darin entschieden modernspezifische Charakter der Universalbibliothek, nicht zuletzt die große Reichweite der gelben Hefte – all dies spricht aus Marquards Sicht für den Reclam-Verlag, ja macht ihn für ihn zu einem natürlichen Verbündeten. Zwei Einschränkungen sind dabei allerdings zu bedenken: Erstens wurde die wortreich und feierlich erklärte Wahlverwandtschaft erst nachträglich als solche beschrieben, vielleicht auch erst im Zuge dessen erkannt. Und zweitens ist sie zweifellos eine Kompensation dafür, dass es bei der seinerzeit ersten Adresse des Landes nicht so geklappt hatte, wie es sich Marquard ursprünglich erhofft hatte.

Die Konsequenzen dieser verlagsbiografischen Entwicklungen und Entscheidungen sind weitreichend. Mit einem Anhauch von Malice spricht Ulrich Raulff von Marquard als einem «traurigen Clown», der es mit seinen von «Bonmots» und «Pointen» strotzenden Reclam-Heften zwar vorübergehend zu einem «Lieblingsautor des Feuilletons» gebracht habe, aber dennoch nicht mehr als der «Wilhelm Busch der Nachkriegsphilosophie» sei. Dass er demgegenüber Marquards «nachgeschichtsphilosophische Geschichtsphilosophie in der suhrkampschen (Theorie)-Reihe» positiv hervorhebt, ein Buch, das ihn «beeindruckt» habe, ist alles andere als ein Zufall: Die Frage nach dem philosophisch

Ernstzunehmenden ist für Kritiker wie Raulff nicht nur eine Frage der Schreibweise, sondern unbedingt auch der Verlags- und Reihenzugehörigkeit.¹⁷

Aber es gibt auch andere, gegensätzliche Stimmen. Aus der Sicht derjenigen, die Marquards «gelbe Jackentaschenbücher» gerade aufgrund ihres besonderen Tons, Stils und Witzes schätzen, ist sein Misserfolg als Suhrkamp-Autor schließlich nur zu begrüßen. Dies gilt etwa für den Literaturwissenschaftler und Lyriker Dirk von Petersdorff, dessen zustimmende Bezugnahmen auf Marquard bezeichnenderweise mit der kritischen Distanzierung von einem Einrichtungsgegenstand einhergehen, der bis vor einigen Jahren noch in jeder studentischen Wohngemeinschaft zu finden war: Von den «Suhrkamp-Büchern im Regal, / in denen irgendwo die Wahrheit döste», ist in seinem Gedicht *Zauberwürfel* die Rede.¹⁸

Sehr viel unerwarteter erscheint in diesem Kontext allerdings der Name des Essayisten und Autors Maxim Biller, der Marquard neben einigen anderen Schriftstellern, Journalisten und Filmemachern zu den «besonders lässigen Deutschen» zählt. Es ist unter anderem sein Name, den Biller «still» vor sich hersagt, als er sich in Ernst Jüngers Wilflingen, einem der für ihn bedrückendsten, dunkelsten Orte der alten Bundesrepublik, zu Recherchezwecken aufhält. Wer hätte das gedacht: Odo Marquard als tröstliches Hilfs- und Heilmittel gegen einen «neuen rechten Mainstream», der in Jünger seinen «perfekten Propheten» gefunden hat!¹⁹ Die Zuschreibung «lässig» ist dabei wohl in erster Linie auf Marquards Eintreten für Individualität und Pluralismus bezogen, seine in der Tat völlig unjüngerianische, vielmehr westlich-liberale Forderung nach «angstfreiem Andersseindürfen für alle».²⁰

Erweitert man den Blick über diese gesellschaftspolitische Dimension hinaus, könnte aber auch dezidiert Marquards Schreib- und Denkstil mitgemeint sein. Wer Billers Essays über Deutschland und die Literatur in Gänze liest, bemerkt an gleich mehreren Stellen harsche Angriffe gegen den «kal-

ten, leeren Suhrkamp-Ton», das «hermetische, anti-realistische Suhrkamp-Buch», die «unverstandenen Bändchen der Edition Suhrkamp».²¹ Folgt man dieser polemischen Charakterisierung, die nicht umhin kommt, die tatsächliche Vielfalt der unter dem Suhrkamp-Dach versammelten Ausdrucksformen und Denkpositionen auszublenden und so ein längst zum Klischee verhärtetes Verlagsbild zu reproduzieren – folgt man dieser Sichtweise nur einmal in heuristischer Absicht, so spricht eines per se für Odo Marquard: nämlich dass er gerade kein Suhrkamp-Philosoph geworden ist und stattdessen die «Lesbarkeit»²² zur Prämisse seines Schreibens erhoben hat.

Kaum verwunderlich also, dass sich Biller seinerseits keinen passenderen Verlag, keine geeignetere Reihe denken konnte, um seine gesammelten Essays aus dreißig Jahren zu veröffentlichen, als eben Reclams Universalbibliothek. Der Titel seines Buches liest sich wie eine apodiktische Zuspitzung all dessen, was Marquard zum Verhältnis von philosophischem Absolutheitsverlust und literarischem Stilbedürfnis gedanklich entfaltet: *Wer nicht glaubt, schreibt*. Und vielleicht zeichnet sich hier ein interessantes ideen- und literaturgeschichtliches Untersuchungsfeld ab: die Schreibverfahren und Denkweisen, Publikationsstrategien und Abgrenzungsverfahren derer, die sich als Kritiker oder Verächter, als Enttäuschte oder Verstoßene der Suhrkamp-Kultur begreifen.

- 1 Odo Marquard: Homo compensator, in: ders.: Philosophie des Stattdessen. Studien, Stuttgart 2000, S. 11–29, hier S. 27.
- 2 Marquard: Apologie der Bürgerlichkeit, in: Philosophie des Stattdessen, S. 94–107, hier S. 106. Vgl. Jens Hacke: Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006, insbes. S. 256–289.
- 3 Marquard: Apologie der Bürgerlichkeit, S. 102.
- 4 1982 erscheint der Band erneut, und zwar als 394. Band in der Reihe suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

- 5 Odo Marquard an den Suhrkamp-Verlag, Dr. Siegfried Unseld, 27.9.1972 (DLA, A: Marquard, Odo, HS.2009.0114).
- 6 Philipp Felsch: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, Frankfurt/M. 2015, S. 59.
- 7 Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 59–60. Die Zitate stammen aus Briefen von Karl Markus Michel (1.4.1966) und Dieter Henrich (17.6.1964) an Siegfried Unseld.
- 8 Vgl. Hacke: Philosophie der Bürgerlichkeit, S. 43.
- 9 Felsch: Der lange Sommer der Theorie, S. 60. Die Zitate stammen aus einem Brief von Jacob Taubes (27.8.1965) an Karl Markus Michel.
- 10 Marquard: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, Frankfurt/M. 1973, S. 13.
- 11 Im Grunde war Marquard dies wohl auch selbst klar. Allzu konstruiert wirkt seine Einordnung des Buches als geschichtsphilosophische «Linksabweichung des Verfassers von sich selbst», weshalb es mit einer gewissen Zwangsläufigkeit «bei Suhrkamp» erscheinen müsse (Marquard: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, S. 33).
- 12 Odo Marquard an den Suhrkamp-Verlag, Hartmut Herboth, 27.07.1983 (DLA, A: Marquard, Odo, HS.2009.0114).
- 13 Marquard: Teddybären und Geschäftsführer des Weltgeists. Die gelben Jackentaschenbücher der Universal-Bibliothek (DLA, A: Marquard, Odo, HS.2009.0114).
- 14 Marquard: Apologie der Bürgerlichkeit, S. 106.
- 15 Marquard: Skepsis und Stilbedarf, in: Sprachen der Philosophie. Symposium für Friedrich Wilhelm Korff, hg. von Hans Lenk und Bern Thum, Berlin 2000, S. 134–138, hier S. 134.
- 16 Marquard: Skepsis und Stilbedarf, S. 135–136.
- 17 Ulrich Raulff: Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens, Stuttgart 2014, S. 122.
- 18 Dirk von Petersdorff: Sirenenpop. Gedichte, München 2014, S. 13.
- 19 Maxim Biller: Warum Ernst Jünger?, in: ders.: Wer nichts glaubt, schreibt. Essays über Deutschland und die Literatur, Stuttgart 2020, S. 181–203, hier S. 201.
- 20 Marquard: Ende der Universalgeschichte?, in: Philosophie des Stattdessen, S. 79–93, hier S. 90.
- 21 Maxim Biller: Wer nichts glaubt, S. 90, 221, 31.
- 22 Marquard: Skepsis und Stilbedarf, S. 135.

Direkte Durchwahl

Judith Shklar, Quentin Skinner und die «Past Masters»

Das Locken des Maulwurfs

Rezeptionsforschung gehört im weiteren Sinne zur Kriminalistik. Wer im Fall «Shklar – Montesquieu» ermittelt und Überlegungen zur Beziehungsgeschichte zwischen dem Aufklärungsphilosophen und der Harvard-er Politikwissenschaftlerin anstellt, mag seine Spurensuche mit *Ganz normalen Lastern*, der Lektüre von Judith Shklars *Ordinary Vices*¹ sowie einer Befragung beginnen.

Die Anfangspassagen mit vielen Verweisen auf Montesquieu legen die Vermutung nahe, dass dies der Grund gewesen sein könnte, weshalb Judith Shklar als Autorin für den *Montesquieu*-Band ausgewählt wurde, der 1987 in der «Past Masters»-Reihe der Oxford University Press erschien.² Quentin Skinner, der 1981 für die Reihe den Band über *Master Machiavelli* beige-steuert hatte, stand in jenen Jahren in freundschaftlicher Verbindung mit Judith Shklar. Skinners Aufsatz «The Last Academic Project» handelt von Shklars geplantem Aufenthalt in Cambridge, wo sie 1993 die neu installierten Seeley Lectures eröffnen sollte.³ Dazu kam es wegen ihres plötzlichen Todes im Spätsommer 1992 nicht mehr.⁴

Skinner hatte keine Kenntnis von den Umständen, die zur Wahl der Autorin Shklar für den *Montesquieu*-Band führten; verwies mich auf Nachfrage an Keith Thomas, den Herausgeber der Reihe. Sir Keith vermutete zunächst, dass Shklars *Ordinary Vices* wohl den Ausschlag gegeben hätten.⁵ Aus dem Schriftwechsel mit Shklar, den der Herausgeber noch mal konsultierte, ergab sich nun aber, dass die Wahl der Autorin auf eine Empfehlung von John W. Burrow zurückging, der in Sussex den Lehrstuhl für Intellectual History innehatte. Früher hatte er in Cambridge gelehrt und seinerzeit auch den Undergraduate-Studenten Quentin Skinner unterrichtet. Henry Hardy, der zuständige Lektor der Schriftenreihe, wandte sich am 23. Februar 1984 an Judith Shklar: «A little bird – or perhaps I should say a little mole, since birds don't live in burrows – has told me we might be able to persu-

ade you to write a Past Master ...» Shklar begrüßte enthusiastisch die Anfrage der Oxford University Press und gab gleich das Versprechen, Montesquieu die Oxforder Carlyle Lectures zu widmen, um so dann den «Past Masters»-Band in Angriff zu nehmen.

Über diese womöglich etwas periphere Frage nach dem Entstehungskontext des *Montesquieu*-Buchs geriet ich in einen Austausch mit Quentin Skinner über Shklar und Montesquieu, über einen «verlorenen Schreibstil» in der Politikwissenschaft und nicht zuletzt auch über Ideengeschichtsschreibung und ihr nicht immer leicht auszubalancierendes Verhältnis zur politischen Theorie. Shklars *Montesquieu*-Projekt erwies sich als eine Sonde, um Schlaglichter auf diese Problemfelder und eine ausgebliebene Kontroverse zwischen Shklar und Skinner zu werfen.

Dita und ihre Helden

Im *Oxford Handbook of Political Theory* heißt es statuarisch, «Shklar without Rousseau and Montaigne» sei «difficult to imagine».⁶ Ich stolperte über diese starke Adressierung aus zwei Gründen: Zum einen impliziert der Satz ganz grundsätzlich, dass eine zeitgenössische politische Denkerin wie Shklar nicht ohne Rezeption von «Klassikern» wie Rousseau und Montaigne denkbar sei. Zweitens ließ die exklusive Ausrichtung auf zwei Autoren die Frage nach nicht genannten Einflussgrößen virulent werden. Während meiner Beschäftigung mit Shklar gewann ich immer den Eindruck, dass Montesquieu wahrscheinlich der wichtigere Autor ist, um Shklars «Liberalismus der Furcht» zu entschlüsseln.⁷ Von Skinner wollte ich wissen, ob er Montesquieu ebenfalls zu den klassischen Autoren zählen würde, ohne den Shklar kaum vorstellbar erscheint, wie es das *Oxford Handbook* für Rousseau und Montaigne suggeriert.⁸

Quentin Skinner schrieb, «dass Dita [Judith Shklar] jemand war, die sich in direkter Kommunikation mit ihren Helden sah (sic: alle waren Män-

ner!)). Ebenso stimmte er zu, dass in einer Aufzählung Montesquieus auf jeden Fall hinzugefügt werden müsste «als jemand, der für sie mindestens so wichtig war wie Rousseau und möglicherweise sogar Montaigne». Letzterer müsste wohl aber in eine «besondere Kategorie» fallen. «Für Dita war das Voranstellen der Grausamkeit (putting cruelty first) unter den Lastern der grundlegende Test der moralischen Anständigkeit, und Montaigne wird folglich gleich zu Beginn der *Ordinary Vices* gefeiert. Aber auch hier wird er sofort in die Gesellschaft von Montesquieu gestellt, der für Dita noch auf weitere Weise wichtig war. Mir ist immer wieder aufgefallen, wie zentral sie den Wert der Freiheit in seinen politischen Schriften gemacht hat, besonders in ihrem Buch für die «Past Masters»-Reihe. Das hing ganz klar mit dem anderen Grund zusammen, warum sie ihn gerne hervorhob, nämlich weil er vor allem ein Gegner der Willkür war, die er mit dem Willen zur Versklavung gleichsetzte und in der er den größten staatlichen Feind der Freiheit erkannte. Für Dita war es, denke ich, immer ein zentraler Wert, dass Regierungen nicht nur durch ein Gleichgewicht der Gewalten kontrolliert werden sollten (ein weiterer Grund für die Bewunderung Montesquieus), sondern dass ihre Machtausübung vor allem berechenbar zu sein hatte.»

In *Ordinary Vices* nennt Shklar zwar ausdrücklich nur Montaigne ihren «Helden»,⁹ aber dann ergänzt sie ihn doch regelmäßig um seinen Schüler Montesquieu. Montesquieus Freiheitsliebe und seine unbedingte Gegnerschaft gegenüber staatlicher Willkür machten ihn zu einem Fixstern in Shklars Denken. Hinzu kam mit Montesquieus Neigung zu Ausgleich und Mäßigung noch ein weiterer Aspekt, der ihn Shklar als «Klassiker» zur Untermauerung ihrer eigenen Aussagen so attraktiv erscheinen ließ. Shklars «Liberalismus der Furcht» war ein Liberalismus, der weder auf Bürgertugenden noch einen Fortschrittsoptimismus setzte, sondern den Abgründen menschlicher Leidenschaften und staatlicher Willkür begegnen wollte. Dieser Libera-

lismus sollte sich wesentlich am *summum malum*, welches es aufzuhalten gelte, orientieren – weniger an einem *summum bonum*. Die Verhinderung von Gewalt, Grausamkeit – der Furcht vor der Furcht stand im Fokus von Shklars Ideen.¹⁰ Es entsprach ihrem skeptischen Grundton, dass sie – ungeachtet der Schlachtordnung des Kalten Krieges – die «liberale Demokratie» nicht idealisieren wollte. Sie bezeichnete sie als «Überlebensrezept».¹¹ Während sie mit Montaigne die stärker pessimistisch gefärbte Diagnose teilte, bot Montesquieu zusätzliche reformistische Ingredienzen an, die später diesem Rezept beigemischt werden konnten.

Neben Montesquieus Ideen mag Shklar außerdem sein Stil zugesagt haben. Er war noch literarisch frei, wild und eigen, noch nicht standardisiert durch die Regularien, wie wir sie heute aus den modernen Sozialwissenschaften kennen. Jean Starobinski nennt den Baron de la Brède voller Hochachtung einen «unreinen Schriftsteller» und «unpräzisen Wissenschaftler».¹² Treffen diese stilistischen Charakteristika nicht auch auf Shklar zu? Mit Starobinski teilt sie die Vorliebe für einen essayistischen Stil – ganz im Sinne von Adorno, der den Essay als «methodisch unmethodisch» pries und darin die Dynamik des Gedankens während des Schreibprozesses selbst sich entfalten sah.¹³ Angesichts eines dominierenden Zugangs szientifisch-positivistischer Ansätze in der amerikanischen Politikwissenschaft wollte Shklar ein «Gegengewicht in Form historischer Gelehrsamkeit» schaffen.¹⁴ Und ihrer Karriere schadete das nicht. Sie reüssierte ab 1971 als Professorin in Harvard, in den Jahren 1989 und 1990 führte sie die American Political Science Association als Präsidentin an.

Klassiker im Setzbaukasten

Häufig steht am Beginn einer solchen Erfolgsgeschichte ein wichtiger akademischer Ziehvater. Wie verhält sich dies im Falle Judith Shklars? Carl J. Friedrich, der Doktorvater, war bei allen klei-

neren Überschneidungen dieser prägende Lehrer nicht.¹⁵ Am ehesten ist eine persönliche wie intellektuelle Zuneigung und gegenseitige intellektuelle Befruchtung zu dem sieben Jahre älteren John Rawls erkennbar, obwohl sie weder Rawls' Liberalismus-Verständnis folgte noch seinen disziplinierten, theoretischen Argumentationsstil adaptierte. In der Einleitung zu seinem Band *Politischer Liberalismus* schrieb Rawls über Shklar: «Obwohl ich niemals ihr Student war, lernte ich zu meinem Besten wie ein Student von ihr.» Und er fügte hinzu, dass dies insbesondere für «Fragen der historischen Auslegung» in seinem Werk gelte. Da habe er sich «stets auf sie verlassen».

Ihr *Montesquieu*-Buch hat Judith Shklar John Rawls gewidmet, obwohl es – zumindest auf den ersten Blick – das Buch einer Ideenhistorikerin ist, weniger das Werk einer politischen Theoretikerin. Shklar nutzte «Klassiker» wie Steine eines Setzbaukastens. Die Zusammensetzung erfolgte dann nach einem Bauplan, der ganz auf Shklars Masterplan zurückging. Würde Shklar im Grunde nicht auch ganz ohne ihre «Helden» auskommen? Sind ihre *Master* mit Walter Babehot so etwas wie die «dignified parts» gegenüber den «efficient parts» ihrer Ideenarchitektur?¹⁶ Dabei schreibt Shklar nicht zeitlose Theorie, sondern bindet sie zurück an das, was sich aus der «Lektüre», wachen politischen Beobachtungen im Kalten Krieg und nicht zuletzt aus eigener erlittener Geschichte, aus Verfolgung, Flucht und Exil – aus «Erfahrung» gewonnen hatte.

Statt dem Prinzip «putting Montesquieu first» zu folgen, hätten sich auch Anleihen bei der zeitgenössischen Totalitarismustheorie und anderen Typologien der Politikwissenschaft angeboten.¹⁷ Das gilt zumal für das von ihrem Doktorvater Carl J. Friedrich gemeinsam mit Zbigniew Brzezinski verfasste Werk *Totalitarian Dictatorship and Autocracy*. Schließlich betonen beide Autoren, wie sehr der totalitäre Terror darauf abziele, jeden mit Furcht zu erfüllen. Der Terror erfasse die gesamte Gesellschaft und suche überall nach tatsächlichen oder

potenziellen Abweichlern der totalitären Einheit. Selbst bei denjenigen, die gar nicht in konkreter Weise verfolgt würden, verfestigte sich der Eindruck ständiger Verfolgung. Es herrsche ein Zustand totaler Furcht.¹⁸ Shklar argumentierte politisch wohl auch deswegen bevorzugt vor dem Spiegel der älteren «Klassiker», weil sie so einen überzeitlicheren Anspruch für die eigenen Thesen formulieren konnte, statt sich nur der Dynamik der eigenen Gegenwart auszuliefern – der politischen Theorie des *livetickers*.

Ausbruch aus dem Korsett der Kontextualisierung

In einer Kritik von Shklars *Montesquieu*-Buch in *French History* schrieb Sheila Mary Mason, eine Expertin der französischen Aufklärungsgeschichte und Autorin der Studie *Montesquieu's Idea of Justice*,¹⁹ dass «Puristen» einen zeitdiagnostisch motivierten blinden Fleck bei Shklar beklagen müssten: die Übertragung moderner Kategorien auf vergangene Konstellationen. (Einen Vorwurf, den Shklar ihrerseits an Hannah Arendt richtete.) Auch zog die Fachrezensentin in Zweifel, dass sich Shklar von Montesquieus Stil etwas abgeschaut habe. Vielmehr kritisierte sie die «neutrale Flachheit in Shklars eigenem Stil» und vermisste in Shklars «bemerkenswert kontrolliertem» Buch jene «quecksilbrige Geschmeidigkeit», die Montesquieu zu einem Leseereignis mache.²⁰

Quentin Skinner ließ wenig Gefallen an der Schärfe dieser Kritik erkennen, hielt aber die darin aufgeworfene Frage für durchaus berechtigt, ob Shklar überhaupt zum Stamme der «intellectual historians» gezählt werden könne. Auch wenn Shklar Skinners *Machiavelli*-Schrift zum Vorbild für ihr *Montesquieu*-Buch genommen und auch *The Foundations of Modern Political Thought* zustimmend rezensiert hatte,²¹ so gemeindete Skinner sie in keiner Weise ein in die eigene Cambrider Schule des kontextualisierenden Denkens.²² Anders als Skinner besaß Shklar keinen besonderen Antrieb für

das Grübeln über genuin methodologische Fragen. Einzig am Ende von *Men and Citizens*, ihrem 1969 publizierten Buch über Rousseau, sinnierte sie im Nachwort über den Zuschnitt einer Geschichte des politischen Denkens. Ganz wie ihre spätere Kritikerin Mason warnte Shklar hier davor, Denker zurückliegender Zeiten mithilfe von gegenwärtigen Kategorien und Bezeichnungen zu modernisieren und in «definitorische Zwangsjacken» zu stecken. Wer einem Autor wie Rousseau gerecht werden wolle, hieß es summarisch, müsse die «Biografie, sowohl die öffentliche als auch die private, die Umstände und das Publikum, die Reichweite und Struktur der Argumente sowie ihren Stil» untersuchen. An einer anderen Stelle mahnte sie, es mit der Kontextualisierung nicht zu weit zu treiben und das Wirken «großer Männer», wie es bei dieser großen Frau der amerikanischen Politikwissenschaft noch ganz selbstverständlich hieß, als bloßen Ausdruck der Zeitläufte zu interpretieren: Diese einzigartigen Akteure seien «ihre eigene Geschichte». Daraus sei überhistorisch ein Bildungs- und Erziehungserlebnis zu schöpfen, das uns immer wieder zu (Neu-)Interpretationen anrege und dazu bringe, auf die Thesen ihrer Werke kraftvoll zu antworten.²³ Ein wirkliches Interesse an der Spezifik von Epochen, deren Ideologien, Sprachen und Denkstilen besaß Shklar nicht. Was sie aber auch selbst nicht für sich in Anspruch nahm. In *Ordinary Vices* heißt es pointiert: «Ganz offensichtlich betreibe ich [...] keine Geschichtsschreibung. Vielleicht ist es auch keine Philosophie im strengen Sinne.»²⁴ Was dann? Sowenig Shklar eine typische Geschichtsschreiberin der «intellectual history» war, so sehr stemmte sie sich ebenso gegen die pure Trockenbeerenauslese der politischen Theorie. Sie interessierte sich für die konkreten Erfahrungsräume der Menschen, ihre Sichtweisen und Leiden. Das ließ sich gut mit ihrem Skeptizismus und ihrer grundlegenden Abscheu vor teleologischen und deterministischen Vorstellungen verbinden. Am Ende ihres *Montesquieu*-Bandes notierte sie ihr in-

tellektuelles Selbstverständnis – hier in der Originalsentenz zitiert: «Narrative history, informed by philosophical and social analysis and a critical spirit, remains our likeliest route to political understanding.»²⁵

Und ihr besonderer Stil? «Ich sympathisiere sehr mit dem», schrieb mir dazu Quentin Skinner, «was Sie über einen verlorenen Schreibstil in der Politikwissenschaft sagen, und Shklar war sicherlich ein gutes Beispiel dafür. Ich denke, dass sie wirklich das Essay-Format bevorzugte – und dies ist vielleicht in Verbindung mit der Tatsache zu sehen, dass sie eine fesselnde Dozentin war. Obwohl sie viele Bücher geschrieben hat, ist es auffällig, dass sie alle bemerkenswert kurz sind, und insbesondere in *Ordinary Vices* kommt mir der Stil ganz gewiss wie der einer Essayistin vor.»

Cold Case der Ideengeschichte

Skinner begegnete Shklar hier wie sonst mit Wohlwollen, wengleich sich auch zwischen seinen Zeilen kleinere Spitzen mischen. Zu einem Streit oder einer veritablen akademischen Kontroverse zwischen den beiden kam es nicht. Hat Shklar nicht «ihren» liberalen «Helden» Montesquieu als Antidot zum republikanischen Machiavelli der Cambridge School scharf konturiert? Schließlich stellte Skinner «seinen» Machiavelli vorrangig «als Exponenten einer ausgeprägten humanistischen Tradition des klassischen Republikanismus» dar.²⁶ Und zudem hatte Shklar ein vollkommen anderes Verständnis davon, wie Ideengeschichte eigentlich zu betreiben und dann eben auch zu schreiben sei. Zu einer solchen Auseinandersetzung kam es aber nie. «Sie [Shklar] bestand gerne darauf, dass es nichts zu diskutieren gäbe», so Skinner. Obwohl Shklar Skinners *Foundations of Modern Political Thought* ausführlich besprochen und auch Beifall gesendet hatte, sagte sie über seine Methode lediglich, dass sie dem «Common Sense» Ausdruck verleihe. «In gewisser Weise», erinnert sich Skinner, «war das eine sehr nette Bemerkung, aber kaum die Eröffnung

für ein weiteres Gespräch». Später konnte Shklar schroff reagieren, «wenn es darum ging, all das abzulehnen, was wie eine Herausforderung für sie aussah».

Sowohl in politisch theoretischer (Liberalismus vs. Republikanismus) als auch in historisch narrativer Sicht (kontextungebundene Klassikerrezeption vs. Intellectual History) hätte eine kontroverse Unterscheidung herauspräparieren – wohl aber auch so manche Überschneidung zwischen beiden Perspektiven hervorbringen können. Immerhin trug Shklar zu einem Sammelband Skinners mit Überlegungen zur Erneuerung des Republikanismus durch Montesquieu bei. Dies sei ein deutlich von Machiavelli abweichender Republikanismus gewesen, denn anders als Machiavelli, der seinen Blick auf die Unfähigkeit und politische Ohnmacht der Herrscher in den italienischen Stadtstaaten gerichtet habe, habe Montesquieu mit antiabsolutistischer Verve gegen Despotismus gekämpft.²⁷ Wie Shklar Skinner im Januar 1991 mitteilte, habe sie dessen Aufsatz «The Republican Ideal of Political Liberty» in demselben Band²⁸ einerseits mit erwartbarer Skepsis gelesen, um andererseits manch «überraschende Übereinstimmung» festzustellen, so mit dem, was Skinner als «civic ideal of freedom» vorschwebte.²⁹

Die Frage, die ihn wirklich interessiere, so ließ sie Skinner Anfang Juli 1991 in selbstbewusster Abgrenzung wissen, sei die, ob man eine Theorie und Praxis von «citizenship» entwickeln könne, die die Anforderungen an ein öffentliches Handeln im Sinne der Allgemeinheit erfülle, ohne liberale Vorstellungen von persönlicher Freiheit, Fairness und Gerechtigkeit zu schmälern. Skinner wünsche sich, hieß es bei Shklar weiter, eine engagiertere und aktivere Bürgerschaft, die bereit sei, sich an der Tagespolitik zu beteiligen, und die im kollektiven Handeln eine erkennbare Form der Freiheit finden sollte. Im Grunde gab es für Shklar nichts gegen ein solches Projekt des Bürgersinns einzuwenden, und doch wollte sie eine andere Gewichtung vor-

nehmen, um die weniger attraktiven Aspekte gesellschaftlicher Solidarität, die durch Gewalt und Irrationalität gekennzeichnet seien, stärker zur Geltung zu bringen.³⁰

Quentin Skinner wiederum wies später in *Liberty Before Liberalism* den mangelnden Schutz vor Willkür als die zentrale Leerstelle einer Freiheitsidee aus, der es lediglich darum gehe, den Staat aus dem vermeintlich Privaten herauszuhalten. In modernen Gesellschaften würden etwa ökonomische Abhängigkeiten oder Staatenlosigkeit Willkür, ja auch Despotismus, immer wieder zulassen. Damit habe die liberale Freiheitsidee der größten aller Unfreiheiten, der Furcht vor der Willkür, nur wenig entgegenzusetzen.³¹ Weder hier noch in seiner ungedruckten Vorlesung «A Genealogy of Liberty» nimmt Skinner unmittelbar auf Montesquieu oder Shklar Bezug.

Angesichts solcher Parallelen mag man fragen, in welcher Weise sich Shklar und Skinner in ihrer Kritik am klassischen Liberalismus nicht doch treffen und wie sehr ihre Vorschläge die in politologischen Theoriescharmützeln scharfen Grenzen von Liberalismus und Republikanismus fluide werden lassen. Bei aller bewusst gesuchten Distanz der originären Denkerin Shklar zur kontextualisierenden Ideengeschichte der Cambridge School ist eine Gemeinsamkeit zu erkennen – die Abneigung gegenüber abstrakter Theorie und allzu «monumentalistischen» Geschichtsinterpretationen.³² Es ist bedauerlich, dass Shklar und Skinner diese Kontroverse nicht öffentlich ausgetragen haben. Sie hätte von Klassikerlektüren und der unterschiedlichen Positionierung von Shklars und Skinners «Helden» Montesquieu und Machiavelli, wie sie sich einst in der «Past Masters»-Reihe zueinandergesellten, ihren Ausgang nehmen können. Zu den Cold Cases der Ideengeschichte gehört auch, solche nicht offen ausgefochtenen, subkutanen Debatten ans Licht zu bringen.

- 1 Judith Shklar: *Ordinary Vices*, Cambridge/Mass. 1984; dt.: *Ganz normale Laster*, Berlin 2014.
- 2 Dies.: *Montesquieu*, Oxford 1987.
- 3 Quentin Skinner: *The Last Academic Project*, in: Samantha Ashenden, Andreas Hess (Hg.): *Between Utopia and Realism. The Political Thought of Judith N. Shklar*, Philadelphia/PA 2019, S. 253–266.
- 4 Vgl. Hannes Bajohr, Nachwort: Judith N. Shklar (1928–1992). Eine werkbiografische Skizze, in: Shklar: *Ganz normale Laster*, S. 277–319.
- 5 Nachricht von Sir Keith Thomas an Verfasser vom 13. April 2021.
- 6 Arlene W. Saxonhouse: *Exile and Re-Entry: Political Theory Yesterday and Tomorrow*, in: John S. Dryzek: Bonnie Honig, Anne Phillips (Hg.): *The Oxford Handbook of Political Theory*, Oxford 2006, S. 854.
- 7 Judith Shklar: *Der Liberalismus der Furcht*, in: dies.: *Der Liberalismus der Furcht*, hg. von Hannes Bajohr, Berlin 2013 (engl. 1989), S. 26–66.
- 8 Nachricht des Verfassers an Quentin Skinner vom 5. April 2021. Passagen aus dem Mail-Wechsel habe ich ins Deutsche übertragen.
- 9 Shklar: *Ganz normale Laster*, S. 8.
- 10 Dies.: *Liberalismus der Furcht*, insbes. S. 43.
- 11 Dies.: *Ganz normale Laster*, S. 11.
- 12 Jean Starobinski: *Montesquieu. Ein Essay. Aus dem Französischen von Ulrich Raulff. Mit ausgewählten Lesestücken*, München/Wien 1991 (franz. 1953), S. 15.
- 13 Theodor W. Adorno: *Der Essay als Form*, in: ders., *Noten zur Literatur I*, Frankfurt/M. 1958, S. 9–49, hier: S. 29.
- 14 So Bajohr: *Judith N. Shklar über die Quellen liberaler Normativität*, in: Karsten Fischer, Sebastian Huhnholz (Hg.): *Liberalismus. Traditionsbestände und Gegenwarts-kontroversen*, Baden-Baden 2019, S. 85.
- 15 John Rawls: *Politischer Liberalismus*, Frankfurt/M. 1998, S. 30 f. (engl. 1993).
- 16 Walter Bagehot: *The English Constitution and other Political Essays*, latest revised ed., New York 1877, S. 72.
- 17 Judith Shklar: *Politische Theorie und die Herrschaft des Gesetzes* [1998], in: dies.: *Der Liberalismus der Rechte*, hrsg. von Hannes Bajohr, Berlin 2017, S. 108–148, bezieht sich auf Ernst Fraenkel's «Dual State».
- 18 Vgl. Zbigniew Brzezinski, Carl J. Friedrich: *Totalitarian Dictatorship and Autocracy*, 2. Aufl., Cambridge/Mass. 1965, S. 169. Während ihres Studiums in Harvard gehörte Shklar demselben Jahrgang wie Brzezinski an.
- 19 Sheila Mary Mason: *Montesquieu's Idea of Justice*, Den Haag 1975.
- 20 Dies.: [Rezension zu Judith Shklars «Montesquieu»], in: *French History*, 3 (1989), Heft 1, S. 124 f.
- 21 Quentin Skinner: *The Foundations of Modern Political Thought*, 2 Bde., Cambridge 1978; Judith Shklar: [Rezension], in: *Political Theory*, 7 (1979), Heft 4, S. 549–552.
- 22 Vgl. Quentin Skinner: *Bedeutung und Verstehen in der Ideengeschichte* [1969], in: Martin Mulso, Andreas Mahler (Hg.): *Die Cambridge School der politischen Ideengeschichte*, Berlin 2010, S. 21–87.
- 23 Shklar: *Men and Citizens.*, S. 217 f., 230.
- 24 Shklar: *Ganz normale Laster*, S. 12.
- 25 Dies.: *Montesquieu*, S. 126.
- 26 Vgl. Vorwort zur dt. Ausgabe in seiner «Past Masters»-Studie zu Machiavelli: *Quentin Skinner: Machiavelli zur Einführung*, 5. Aufl. Hamburg 2008, S. 7.
- 27 Judith Shklar: *Montesquieu and the New Republicanism*, in: Gisela Bock, Quentin Skinner, Maurizio Viroli (Hg.): *Machiavelli and Republicanism*, Cambridge 1991, S. 265–280.
- 28 Quentin Skinner: *The Republican Ideal of Political Liberty*, in: ebd., S. 293–309.
- 29 Judith Shklars Brief vom 16. Januar 1991, in: Skinner: *The Last Academic Project*, S. 259 f.
- 30 Brief Shklars an Skinner vom 5. Juli 1991, ebd., S. 261.
- 31 Vgl. Quentin Skinner: *Liberty before Liberalism*, Cambridge 1998, S. 119.
- 32 In polemischer Absetzung von Arendt lehnte Shklar «Monumentalgeschichte» ab. Vgl. Judith Shklar: *Die Vergangenheit neu denken* [1977], in: dies.: *Über Hannah Arendt*, hrsg. von Hannes Bajohr, Berlin 2020, S. 58–78.

Diversität

Literaturbericht zu einem Gebot der Stunde

Gäbe Raymond Williams sein epochales Handbuch *Keywords: A Vocabulary of Culture and Society* (1976) heute in einer überarbeiteten Auflage heraus, würde er zweifellos den Eintrag «Diversität» aufnehmen. Während das Konzept der Biodiversität seine eigene Geschichte in den Naturwissenschaften hat, handelt es sich beim Begriff der sozialen Diversität um einen Ausdruck, der sich in der neoliberalen Globalisierungseuphorie in den 1990er Jahren durchgesetzt hat.¹ Nach 1989 reihte sich Diversität in Vorstellungen von offenen Grenzen und Freizügigkeit ein, von Weltbürgertum und Multikulturalismus, von Hybridität und Identitätspolitik, von Mobilität und Transnationalismus. Diversität beschrieb die Vielfältigkeit der globalen Welt – oder zumindest des trans-atlantischen Westens – und betonte zugleich die moralische Vorrangstellung des Individuums, die Freiheit, anders zu sein, zu handeln oder zu denken. In Anbetracht der Tatsache, dass das Ende des Kalten Krieges erst einmal den alternativlosen Sieg einer monokulturellen politischen Ökonomie markierte, entbehrt das neue Gebot der Vielfältigkeit nicht einer gewissen Ironie.

Damals hieß es, man lebe nun im «Zeitalter der Migration», und die Frage der Immigration würde zunehmend auch für solche Nationen politisch von Belang sein, die sich nicht mit den Folgen der Auflösung ihrer ehemaligen Kolonialreiche zu arrangieren hatten.² «Einheit in der Vielfalt» wurde zu einem Schlagwort, mit dem man die Zukunft der Nationen beschreiben wollte. Hierbei folgte man nicht zufällig einem klassischen, für Nordamerika bestimmenden Selbstbild, das nun jedoch ein weltweites Vorbild abgeben sollte. Die Demographen durften getrost davon ausgehen, dass die vormals kulturell und ethnisch homogenen Nationalstaaten Europas einen «Übergang zur Diversität» erlebten, da ein immer größerer Teil ihrer Bürger im Ausland geboren war.³ Gleichwohl konnten sie annehmen, dass die Entwicklung Europas, im Spiegel Amerikas betrachtet, eine Art zivilisatorische Speerspit-

ze sein könne; denn kein früherer Vielvölkerstaat und keine der großräumigen, bevölkerungsreichen Gesellschaften von heute – man denke an Indien, Brasilien oder Nigeria – sei auf diese Weise von Heterogenität zur Diversität gelangt.

Was auf den Straßen der neuen Weltstädte des Westens zu beobachten war – archetypisch in Los Angeles, Toronto, New York und vor allem London –, illustrierte das Phänomen der «Superdiversität», deren Maß zum einen die Anzahl der gesprochenen Sprachen und zum anderen die breite Spanne von Herkunftsländern war.⁴ Superdiversität erschöpfte sich also nicht in der Beschreibung ethnischer Einwanderungsgruppen und verwandte entsprechend auch nicht nur jene (post)kolonialen Kategorien, die einst den Zuzug ehemaliger Untertanen in die imperialen Metropolen gesteuert hatten. Der Begriff evokierte vielmehr ein gesellschaftliches Gemisch, dessen Komplexität durch Gender, sexuelle Orientierung, Religion, Alter, neue Klassenformationen, Ausbildungsniveau und Herkunft aus den unterschiedlichsten Ländern erweitert wurde. Der damit verbundene Schutz religiöser Glaubensmeinungen und -praktiken, einschließlich solcher, die besonders Frauen aus Minderheiten betreffen, sprengte den anerkannten Rahmen von Antirassismus und ethnisch begründeten Forderungen.⁵ Eine von Rassismus betroffene Migrantengruppe konnte im Kontext der Superdiversität auch aus «weißen» Arbeitern bestehen – etwa rumänischen Erntehelfern im Osten Englands.⁶ Darüber hinaus führte sie vor, wie die indigene «Kernbevölkerung» – von vielen sozialromantisch als die «weiße Arbeiterklasse» bezeichnet – in den großen Städten faktisch zur Minderheit inmitten einer Regenbogengesellschaft werden konnte.⁷

Auch Intersektionalität – ein Begriff, der von schwarzen Schriftstellerinnen in den USA eingeführt worden war, um die sich akkumulierenden Nachteile zu bezeichnen, mit denen Schwarze, Frauen, Queers, Unterschichtsangehörige, Ältere und/oder Menschen mit Behinderung in einer hete-

ronormativen Gesellschaft konfrontiert sind⁸ – wandelte sich unter der Hand zu einer positiv besetzten Bejahung von Diversität. In gewisser Hinsicht entspricht dies dem Kerngedanken von Williams' genealogischem Wörterbuch: Ein Schlüsselwort verweist nicht einfach auf einen Sachverhalt in der Welt, so als wäre er dort real vorhanden, vielmehr handelt es sich dabei um einen historischen, auf einer materiellen Grundlage sich entwickelnden Begriff, zu dessen Verständnis es einer sorgfältigen Kontextualisierung bedarf und der es entstehenden gesellschaftlichen Gruppen ermöglicht, sich Geltung zu verschaffen. So war für Williams beispielsweise «Kultur» ein semantischer Anerkennungstitel des langen 19. Jahrhunderts, der im Sinne von E. P. Thompson wesentlich zur Entstehung der englischen Arbeiterklasse beigetragen und ihr eine politische Stimme gegeben hat. Fraglos ist der Begriff Diversität ursprünglich geprägt worden, um in liberalen Demokratien auf Differenz zur weißen ethnischen Heteronormativität hinzuweisen. Auf diese Weise wurde die Entstehung von Identitäten möglich, aus denen sich dann im nächsten Schritt neue gesellschaftliche Dynamiken ergaben. Diversität avancierte zum Wert, der normativ anzuerkennen ist, um das Ergebnis eines Konsenses zu bewerten. Unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Ansichten sollen zu einem einmütigen Schluss darüber kommen, was gut ist und auf welches Recht sie sich einigen können.⁹ In dieser frühen Phase – in der man sich von Rawls' Vorstellung liberaler und Habermas' Vorstellung idealer Kommunikation abgrenzte – mochte die Rhetorik der Diversität darauf verweisen, dass Herrschaft oder Diskriminierung notwendigerweise die Fähigkeit des Einzelnen beeinträchtigt, an demokratischen Willensbildungsprozessen teilzunehmen.¹⁰ Aber das könnte auch auf Hautfarbe oder andere Kategorien zutreffen. Der Neoliberalismus hat sich jedoch als überaus fähig erwiesen, solche Begriffe der Kulturkritik zu absorbieren und als Treibstoff für den alle relevan-

ten Kategorien aufsaugenden Unternehmergeist zu nutzen.¹¹

Stattdessen wurde Diversität mit den Worten des Soziologen Thomas Faist zu einer «neuen Form der Inkorporierung». Dank dieses Begriffs war es in Debatten über die Folgen des Multikulturalismus möglich, schwierige Fragen nach der Unvereinbarkeit von Werten erst einmal zu neutralisieren, etwa Fragen zur religiösen Toleranz oder eben Intoleranz in Bezug auf den radikalen Islam im Westen, und demgegenüber den Unterschied an sich als Wert und sogar als seinen Beitrag zur wirtschaftlichen Effizienzsteigerung hervorzuheben. Wie vor allem Sarah Ahmed diagnostiziert hat,¹² wuchs dem Begriff insbesondere im Organisationsjargon des öffentlichen und privaten Sektors Bedeutung zu – als Antwort auf die Herausforderungen durch ethnische und geschlechtliche Unterschiede. Diversität stand für eine Rückbesinnung auf die positiven Aspekte des sozialen Wandels durch Migrationsbewegungen und durch multiethnische Heterogenität. Praktiziert wurde allerdings eine verflachte Form der Anerkennung, die zwar identitären Bedürfnissen Raum gab, aber reale Machtgefälle und soziale Hierarchien weitgehend außer Acht ließ. So blieb insbesondere das Gewicht der Kolonialgeschichte und die unauslöschliche Narbe der rassistischen «color line» im westlichen Denken unberücksichtigt, auf die schon früh W.E.B. Du Bois hingewiesen hatte.¹³ Der angeblich analytische Begriff Ethnizität, der auf Robert E. Park und die Chicagoer Schule zurückgeht, läuft oft parallel zur Diversität und ist ihr auch insofern verwandt, als beide die Hautfarbe unberücksichtigt lassen.¹⁴ Seit mit «Intersektionalität» eine weitere Vokabel für das diversitätsbegierige Wirtschaftsleben der Städte und das Identitätsgewerbe bereitstand, konnten sogar drei Begriffe den «neuen Geist des Kapitalismus» beflügeln.¹⁵ Der Ausdruck «Benetton-Multikulturalismus», geprägt nach der Modemarke und ihrer farbenfreudigen Werbung mit Modells aller Hautfarben, fängt diese Tendenz kritisch

ein – insbesondere in seiner zynischen Adaption durch Slavoj Žižek.¹⁶

Allerdings hat die Sache einen Haken. In jüngerer Zeit ist die berechtigte Kritik an Konzepten wie Diversität, Ethnizität oder Intersektionalität auch gegen die Sensibilitäten der nach der Jahrtausendwende geborenen Generation «woke» gewendet worden. Der Zorn jüngerer Generationen, die sich des Erbes von Rassismus und Kolonialismus sehr bewusst sind, wird als «cancel culture» abgetan. In dieser Argumentationsvariante wird aus der Skepsis gegenüber der Diversität leicht ein Werkzeug der Reaktion, selbst dann, wenn sie sich, wie es manchmal geschieht, in pseudo-marxistische Farben kleidet.¹⁷ Einst ein Positivbegriff, mag die allgegenwärtige Vokabel Diversität zu Recht an Anspruch eingebüßt haben. Was nichts daran ändert, dass sich reale politische Probleme und soziale Fragen hinter der Frage von Hautfarbe, Differenz oder auch Multikulturalismus verbergen.¹⁸

Es scheint daher klug, Diversität aus einem anderen Blickwinkel zu thematisieren. Die Welt als Reich der Vielfalt zu betrachten, bedeutet aus einer bestimmten nominalistischen Sicht erst einmal nur die Einsicht, dass Diversität einfach alles bezeichnet, was der Fall ist. Die Welt ist unendlich divers, so divers wie die Sachverhalte, aus denen sie besteht, und wie die Kategorien, mit deren Hilfe wir diese Diversität zu erfassen suchen. Daher ist die entscheidende Frage hier eine politische: Staaten und ihre Institutionen mögen davon reden, Diversität zu fördern oder zu schützen, aber ihrer Verfasstheit nach sind sie darauf angelegt, die Diversität der Welt zu reduzieren. Ganz offensichtlich zeigt sich das an den Nationalstaaten, die sich als geschlossene Einheit mit geschützten Außen Grenzen vom Rest der Welt zu unterscheiden suchen. Staaten sind seltsame Gebilde, in denen ein verallgemeinerndes Subsystem sich zu einer Totalität aufwirft: ein politisches System, das in seiner idealtypischen Ausprägung mit einer geschlossenen Vorstellung von Sprache, Geschichte, Erbe und

jenen Institutionen einhergeht, die all dies aufrechterhalten, beispielsweise Bildung oder Medien, und sich so von umfassenderen Weltsystemen, wie etwa Ökonomie oder Kultur als solche, absetzt.¹⁹ Der damit einhergehende Integrationswille richtet sich auf die Bevölkerung des Landes, um aus ihrer Diversität eine Einheit zu formen. Vom Erfolg dieses Verfahrens hängt es ab, ob politische Souveränität sich durchsetzen und behaupten kann.²⁰ Als liberale Demokratien dazu übergangen, Diversität anzuerkennen, vollzog sich das in der Regel so, dass bestimmte Herkunftskategorien rechtlich und institutionell fixiert wurden, um Diversität hier zu normieren, zu schützen oder zu fördern. Alle Normen und administrativen Praktiken, die sich mit Diversität beschäftigen, erfordern daher eine begrenzte Zahl von Identitätskategorien. Nur so lassen sich Diskriminierung und Unterdrückung mittels Verfahren anerkennen und angehen. Freilich kann es passieren, dass solche Unterscheidungen wiederum bestehende rassistische Hierarchien fortschreiben. Politisches Handeln wird davon angestoßen, dass eben diese Kategorien Menschen zum Protest mobilisieren.

Diversität vollzieht sich strukturell auch jenseits eines bisweilen im Diskurs neurotisch aufgeladenen «Für» und «Wider» zu dieser Vokabel. Kategorisierungen liefern politisch einen Anreiz, Anerkennung einzuklagen, und dergleichen Forderungen können zur Anerkennung weiterer Kategorien führen. Die Rubrik «Sonstige», die in jeder Erhebung auftaucht, ist dafür ein klassischer Fall. Der hohe Anteil an Mischehen sorgt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten dafür, dass sich die überkommenen Kategorien und Hierarchien auflösen, die noch nach Hautfarbe und Ethnie sortieren. Nach Ansicht einiger Beobachter ergibt sich daraus die Möglichkeit, dass nicht nur Ethnizität überhaupt transzendiert wird – was immer schon in den klassischen Assimilierungsformen angelegt war, in denen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, Migrationsherkunft und Nationalität als Bin-

destrich-Amerikaner anerkannt worden sind –, sondern sich auch der Trend zu einer angeblich post-rassistischen Gesellschaft abzeichnet, zumal dann, wenn «weiße» Mehrheiten zu einer Minderheitsmehrheit werden.²¹ Diese Auffassung beruft sich auf die bekannten Argumente zur Klassenzugehörigkeit: In dem Maße, wie die afroamerikanische Bevölkerung zur Mittelschicht aufsteigt und damit aufhört, eine durch und durch unterprivilegierte Unterschicht zu bilden, werde die Hautfarbe an Bedeutung verlieren.²² Diversität gerinnt hier zum Äquivalent einer starken Individualisierung – Individuen werden nicht mehr aufgrund der Stellung anerkannt, die ihnen zugefallen sein mag, weil man sie in eine rassistische Kategorie gesteckt hat. Doch in einer Gesellschaft, in der Rassismus noch präsent, ja sogar endemisch ist, wirft diese Neigung, «Rasse» nicht mehr anzuerkennen, immense Probleme auf. Ähnliches gilt für alle Ideologien, die den Rassismus für überwunden wännen, etwa für die Vorstellung von einer republikanischen Staatsbürgerschaft, wie sie in Frankreich herrscht.

Es gibt keine goldene Regel, die uns sagt, welche Diversitätsansprüche anzuerkennen sind. Kritische Wissenschaftler debattieren lebhaft darüber, wie man die bestehenden kruden Abfragen ethnischer und «rassistischer» Zugehörigkeit überwinden kann, etwa indem man Intersektionalität und komplexe Positionen im gesellschaftlichen Gefüge anerkennt, ohne alles zu einer nominalistischen Individualisierung selbstgewählter, immer kleinerer Partikularidentitäten zu verrühren. Aufgrund des nationalsozialistischen Erbes hat Kontinentaleuropa sich bislang jeder Erfassung seiner Bevölkerung anhand von rassistisch begründeten Klassifizierungen strikt verweigert, doch mittlerweile ist

man pragmatischer geworden und sieht darin ein notwendiges Mittel, um sinnvolle antirassistische Maßnahmen ergreifen zu können.²³ Interessant ist dabei, dass die ansonsten verhältnismäßig ähnlichen Gesellschaften des nordatlantischen Westens beträchtliche Unterschiede in ihrem Umgang mit diesen postkolonialen Fragen aufweisen: Die USA, Kanada, Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Deutschland und Schweden schlagen ganz unterschiedliche Wege ein, wenn es um die formale Anerkennung der Tatsache geht, dass ihre jeweiligen Staatsbürger nach Ethnie und Hautfarbe äußerst divers sind.

Letzten Endes mag man eine agnostische Haltung zu der Frage einnehmen, ob Diversität nun eine gute oder eine schlechte Sache sei. Kolonialismus und Rassismus haben uns zweifellos ein schweres Erbe hinterlassen, dem man mit dem progressiven Bemühen, Multikulturalismus als einen philosophischen Fortschritt zu feiern, allein nicht gerecht werden kann. Dies gelingt umso weniger, seit Kritik an einer multikulturellen Gesellschaft die Hinwendung zu stärker national ausgerichteten Vorstellungen von Integration angestoßen hat.²⁴ Zugleich haben all die Bewegungen, die angesichts der Fragen des Rassismus, des Postkolonialismus und der Dekolonialisierung entstanden sind, die Politik der Differenz in ganz andere Richtungen verschoben. Als eine Kategorie des Fortschritts hat Diversität offenbar ihr Verfallsdatum überschritten. Doch bedarf es einer Begrifflichkeit, um eben jene politischen Veränderungen anzustoßen, auf die es Williams ankam. So muss die Suche nach einem Schlüsselwort weitergehen.

Aus dem Englischen von Christiana Goldmann

- 1 Eine Schnellsuche auf NGram zeigt, dass die Verwendungshäufigkeit des Wortes im Englischen mit den 1980er Jahren sprunghaft ansteigt und in den frühen 2000er Jahren ihren Höhepunkt erreicht. Für Hinweise danke ich Anthony Ossa-Richardson, Lorraine Daston und Eva von Kuegelgen.
- 2 1993 erschien die erste Auflage von *The Age of Migration*, dem von Stephen Castle und Mark J. Miller verfassten kanonischen Textbuch der Migrationsforschung. Mittlerweile ist es in die 6. Auflage gegangen (De Hass et al., 2019).
- 3 Richard Alba, Nancy Foner: *Strangers No More. Immigration and the Challenges of Integration in North America and Western Europe*, Princeton, NJ 2015.
- 4 Steven Vertovec: *Super-diversity and its implications*, in: *Ethnic and Racial Studies* (2007), 30/6, S. 1024–54.
- 5 Tariq Modood et al.: *Ethnic Minorities in Britain. Diversity and Disadvantage*, London 1997; Adrian Favell: *The Integration Nation. Immigration and Colonial Power in Liberal Democracies*, Cambridge 2022.
- 6 Jon Fox, Laura Morosanu, Eszter Szilassy: *The racialization of the new European migration to the UK*, in: *Sociology* (2012), 46/4, S. 680–695.
- 7 Maurice Crul, Jens Schneider, Frans Lelie: *Super-diversity. A New Perspective on Integration*, Amsterdam 2013.
- 8 Kimberle Crenshaw: *Demarginalizing the intersection of race and sex. A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics*, in: *University of Chicago Legal Forum* (1989), 1/8, S. 139–167; Patricia Hill Collins: *Intersectionality as Critical Social Theory*, Durham, NC 2019.
- 9 John Rawls: *Political Liberalism*, Princeton, NJ 1993.
- 10 Vgl. Iris Marion Young: *Justice and the Politics of Difference*, Princeton, NJ 1990. Young spricht für den feministischen Multikulturalismus von den maskierten «Fratzen der Unterdrückung» im gegenwärtigen Liberalismus.
- 11 Thomas Frank: *The Conquest of Cool. Business Culture, Counter Culture and Rise of Hip Consumerism*, Chicago IL 1998.
- 12 Sara Ahmed: *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*, Durham, NC 2012.
- 13 Alana Lentin: *Why Race Still Matters*, Cambridge 2020.
- 14 Richard Alba: *Ethnic Identity: The Transformation of White America*, New Haven, CT 1992.
- 15 Luc Boltanski, Ève Chiapello: *Le nouvel esprit du capitalisme*, Paris 1999.
- 16 Slavoj Žižek: *Multiculturalism, or the cultural logic of multinational capitalism*, in: *New Left Review* (1997), 225, S. 28–51.
- 17 Vgl. dazu Alexander Grau: *Woke Kapitalismus: es wächst zusammen, was schon immer zusammengehörte*, in: *Der Spiegel* 48, 27. November 2021 (mit Bezug auf den Kolumnisten der New York Times Ross Douthat). Siehe auch Walter Benn Michaels: *The Trouble with Diversity. How We Learned to Love Diversity and Ignore Inequality*, New York 2007.
- 18 Christian Joppke: *The retreat of multiculturalism in the liberal state: theory and policy*, in: *British Journal of Sociology* (2004), 55/2, S. 237–257. Alana Lentin/Gavin Titley: *The Crisis of Multiculturalism. Racism in a Neoliberal Era*, London 2011.
- 19 Christian Joppke: *Immigration, citizenship and the need for integration*, in: Rogers Smith (Hrsg.): *Citizenship, Borders and Human Need*, University of Pennsylvania Press 2011, S. 157–176.
- 20 Vgl. Adrian Favell: *The Integration Nation*.
- 21 Richard Alba: *The Great Demographic Illusion. Majority, Minority, and the Expanding American Mainstream*, Princeton, NJ 2020.
- 22 William J. Wilson: *The Declining Significance of Race*, Chicago, IL 1980.
- 23 Patrick Simon et al.: *Social Statistics and Ethnic Diversity. Cross-National Perspectives in Classification and Identity Politics*, Amsterdam 2015.
- 24 Vgl. Favell: *The Integration Nation*.

Die Autorinnen und Autoren

ADRIAN DAUB

geb. 1980, ist Professor für Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Stanford University. 2020 ist erschienen *Was das Valley denken nennt*.

ADRIAN FAVELL

geb. 1968, ist Professor für Soziologie an der Universität Leeds. 2022 ist erschienen *The Integration Nation. Immigration and Colonial Power in Liberal Democracies*.

ALEXANDER GALLUS

geb. 1972, ist Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der TU Chemnitz. 2021 ist erschienen *Revolutionäre Aufbrüche und intellektuelle Sehnsüchte. Zwischen Weimarer Republik und Bundesrepublik*.

LUCA GIULIANI

geb. 1950, ist Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. 2015 ist erschienen *Das Wunder vor der Schlacht. Ein griechisches Historienbild der frühen Klassik*.

INA HARTWIG

geb. 1963, ist Dezernentin für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt am Main. 2017 ist erschienen *Wer war Ingeborg Bachmann? Eine Biographie in Bruchstücken*.

JÜRGEN KAUBE

geb. 1962, ist Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Demnächst erscheint *Die gespaltene Gesellschaft* (zus. mit André Kieserling).

ALEXANDRA KEMMERER

geb. 1972, leitet das Berliner Büro des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht. 2021 ist erschienen *Der katholische Helmut Ridder. Ausgangspunkte einer Spurensuche*, in: Gesamtverfassung. Das Verfassungsdenken Helmut Ridders (Hg. von Isabel Feichtner und Tim Wihl).

ANDRÉ KRISCHER

geb. 1974, ist Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 2022 erscheint *Tyrannen. Eine Geschichte von Caligula bis Putin* (Hg. zus. mit Barbara Stollberg-Rilinger).

SABINE MÜLLER-MALL

geb. 1979, ist Professorin für Rechts- und Verfassungstheorie an der TU Dresden. 2020 ist erschienen *Freiheit und Kalkül. Die Politik der Algorithmen*.

FRANZISKA NEUMANN

geb. 1986, ist Juniorprofessorin für die Geschichte der frühen Neuzeit an der TU Braunschweig. 2021 ist erschienen *Die Ordnung des Berges. Formalisierung und Systemvertrauen in der sächsischen Bergverwaltung (1470–1600)*.

HERMANN PARZINGER

geb. 1959, ist Prähistoriker und Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. 2021 ist erschienen *Verdammt und Vernichtet. Kulturzerstörungen vom Alten Orient bis zur Gegenwart*.

FRANK REXROTH

geb. 1960, ist Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen. 2019 ist erschienen *Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters* (2. Auflage).

CHRISTOPH SCHÖNBERGER

geb. 1966, ist Professor für Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Verfassungsgeschichte an der Universität zu Köln. 2022 erscheint *Auf der Bank. Die Inszenierung der Regierung im Staatstheater des Parlaments*.

KAI SINA

geb. 1981, ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Komparatistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 2022 erscheint *TransAtlantik. Hans Magnus Enzensberger, Gaston Salvatore und ihre Zeitschrift für das westliche Deutschland*.

BARBARA STOLLBERG-RILINGER

geb. 1955, ist Rektorin des Wissenschaftskollegs zu Berlin. 2017 ist erschienen *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*.